

IV „Eine eigene Species plantarum“ – Die Diskussion über jüdische Freundinnen im Dreiecksbriefwechsel Friedrich von Gentz – Wilhelm von Humboldt – Gustav von Brinckmann

1 Freunde der Salons – eine Rekonstruktion

Wilhelm von Humboldt, Friedrich von Gentz und Gustav von Brinckmann wären jeder für sich als langjähriger Stammgast eines oder mehrerer Berliner Salons für diese Arbeit interessant. Sie waren alle mit mehreren der Berliner Salonnières befreundet und mit einem Großteil derer Gäste bekannt. Jeder der drei pflegte, auch über die „Blütezeit“ der Salons hinaus, lebenslange Beziehungen zu mehreren Frauen aus diesen Kreisen. Wie in I.2 dargestellt, gelten alle drei dazu in der Forschungsliteratur als Beweis für die gelungene Annäherung von Juden und Christen im Berlin um 1800, als personifizierte Beweise für die guten Verbindungen der Salonnières.¹ Einzelne ihrer prägnanten Kommentare zu den Salonfrauen werden in Salonhistoriografien als Belege für die gute oder schlechte Rezeption der Salons herangezogen.² Als politisch und literarisch interessierte sowie publizistisch tätige Männer mit viel Freizeit in den 1790er-Jahren könnte man sie für diese Zeit als ‚typische Salongäste‘ bezeichnen. Ihr späterer Karriereverlauf brachte alle drei Männer verschiedentlich an politische Schnittstellen, von denen aus sie auf das Leben ihrer Freundinnen oder der jüdischen Bevölkerung als solche Einfluss nehmen konnten. Humboldt und Gentz waren beide mit Fragen der Rechtstellung der Juden in den deutschen Ländern beschäftigt, Brinckmann war für viele seiner Freunde ein Verbindungsmann bei Hofe. Die Auswahl dieser gleichaltrigen Politiker, darunter

1 Salonberichte im Modus des „Männer wie ... verkehrten bei“ enthalten oft die Namen der drei Freunde. Diese Tradition begann schon im Todesjahr Rahel Levin Varnhagens 1833 mit dem „Buch des Andenkens“: „Männer, wie Gentz und Friedrich Schlegel, und beide Humboldt, waren diesem Kreise beieifert zugetan [...]. Graf Tilly, Gustav von Brinckmann, Hans Genelli, von Burgsdorf [...] und so viele andere Diplomaten [...]“ Karl August Varnhagen, unbetitelt Einführung, in: ders. (Hrsg.): Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde [1833], Berlin 2010, S. 25 f. Das Zitat aus der Überschrift: Friedrich von Gentz an Adam Müller, 15. 12. 1818, in: ders.: Briefwechsel zwischen Friedrich von Gentz und Adam Heinrich Müller. 1800–1829, Stuttgart 1857, S. 267.

2 Vgl. zuletzt Barbara Hahn über die Anmerkungen zum „egyptischen Styl“, in dies. 2002(a), S. 69 ff. bzw. Rosenstrauch 2009. Vgl. auch Kapitel V.



Abb. 21: Wilhelm von Humboldt, Staatsmann, Theoretiker, Salongast (1767–1835).

ein Vertreter des preußischen Adels, ein Sohn aus der großbürgerlichen Schicht des Finanzkapitals und ein Ausländer, könnte man daher auch als „Probanden-
gruppe“ en miniature für die langfristige Salonrezeption bezeichnen.

Von besonderem Interesse für diese Arbeit sind die speziellen Verbindungen, die zwischen diesen Männern untereinander bestanden. Alle drei Männer



Abb. 22: Friedrich von Gentz, Staatsmann, Publizist, Salongast (1764–1832).



Abb. 23: Der Diplomat, Dichter, Salongast und Sammler Carl Gustav von Brinckmann (1764–1847).

verband eine lebenslange Freundschaft, die man in ihrer Anfangszeit als wirkliche Dreiecksfreundschaft bezeichnen kann. Gentz, Humboldt und Brinckmann standen, wenn auch mit Unterbrechungen, bis an ihr Lebensende miteinander im Briefwechsel und informierten sich immer ausführlich über den jeweiligen Dritten.³ Solange alle drei in Berlin wohnten, zogen sie gemeinsam

³ Humboldts erster Brief an Brinckmann stammt von 1790, sein letzter Brief an Gentz datiert von 1828. Gentz und Brinckmann schrieben sich von 1790 bis ins Jahr 1824. Damit

durch die Straßen und Etablissements der Stadt und besuchten auch die Häuser befreundeter jüdischer Familien. Musste einer die Stadt verlassen, wurde er brieflich auf dem Laufenden gehalten und nicht selten durch detaillierte Schilderungen der Streifzüge in das Geschehen mit einbezogen. Es war üblich, einander Briefe vom Dritten mitzuschicken oder ausführlich zu zitieren. Für die 1790er-Jahre lässt sich von ihnen als einem in Berlin stadtbekanntem Dreiergespann sprechen. Nicht nur sie selbst und ihre Familien nahmen Brinckmann, Gentz und Humboldt als „Clique“ wahr, sie wurden auch von den besuchten Frauen als „Triumvirat“ betrachtet. Unterschiedliche Nuancen in der Beurteilung jüdischer Freunde bei den drei Männern wurden aber durchaus wahrgenommen.⁴ Diese Nuancen ebenso wie potentiell verstärkende Auswirkungen des Miteinanders sind Thema dieses Kapitels.

Ein wesentlicher und regelmäßiger Bestandteil der Korrespondenz aller drei Briefschreiber war der Informationsaustausch über Dritte. Aus diesem Komplex, der stilistisch zwischen Nachrichten und Grüßen, Satire und Klatsch changiert, stammt ein Großteil der nachstehend analysierten Kommentare zu jüdischen Freunden. In der Gegenperspektive vertritt dies Kapitel die These, dass die Information über gemeinsame Bekannte und hier vor allem explizit über jüdische Bekannte einen Teilanlass der gesamten Korrespondenz bildete. In einem der ersten Briefe erklärte Humboldt die Juden zum „stehenden Punkt“ ihrer Korrespondenz und noch in einem der letzten schrieb Brinckmann an Gentz, er sei mit Humboldt wieder „in einen sehr gelehrten Briefwechsel über Juden geraten“.⁵

umspannen die Briefwechsel nicht nur mehrere politisch-historische Epochen, sondern fast die ganze Lebenszeit der Beteiligten nach Beendigung des Studiums. Bemerkenswert ist, dass die Briefdichte zwischen Gentz und Brinckmann auch über die Distanz Berlin-Wien und trotz Gentz' Entscheidung, Berlin nie wieder zu sehen, so hoch wie möglich gehalten wurde. Am überlieferten Material ist erkennbar, dass man sich mit jedem möglichen Posttag, das bedeutete mitunter wöchentlich, ausführliche Briefe schrieb und oft noch Kurieren die privateren Gedanken separat mitgab. Der Briefwechsel und Nachrichtenaustausch war beiden derart zum Bedürfnis geworden, dass sie daran festhielten, obwohl sie einander jahrelang nicht wiedersahen.

⁴ Beispielsweise lud die Mutter Humboldts seine beiden Freunde gelegentlich nach Tegel ein, Gentz' Schwiegermutter bat Humboldt und Brinckmann „zu einer kleinen Familiengesellschaft“, und ein typisches Billet an Brinckmann aus dieser Zeit lautet: „Die Humbolde sind heute abend um 10 Uhr bei mir. Es ist doch wohl keine Frage, daß ich auch Sie sehe, wenn ich, wie hiemit geschieht, geziemend darum bitte?“. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann und vice versa, undatiert [Spätsommer 1793]. Beide Zitate in: Wittichen 1910, S. Bd. 2, S. 39 f. Vom „Triumvirat“ sprach Gustav von Brinckmann selbst in einem Brief an Rahel Levin Varnhagen, 14. 7. 1794, ungedruckt, SV 38.

⁵ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 2. 19. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 36; Gustav von Brinckmann an Friedrich von Gentz, 13. 9. 1818, in: Wittichen 1910, S. 323.

Wie in Kapitel II dargelegt, war das Verhältnis der drei Männer zur jüdischen Bevölkerung bzw. ihre Einstellung zum Judentum trotz der historischen Bedeutung von Humboldt und Gentz bisher nicht Gegenstand längerer Untersuchungen. Die Ambivalenzen in ihrer jeweiligen Haltung wurden eher als ironische Anmerkungen zur Zeitgeschichte formuliert, weniger analysiert. Dabei lässt sich schon aus der oberflächlichen Betrachtung ihrer Berufsbiografien eine widersprüchliche Entwicklung ablesen, die neugierig auf die Beweggründe machen müsste: Humboldt und Gentz durchliefen in unmittelbarer Nähe scheinbar gegensätzliche Prozesse. Wilhelm von Humboldt war an der Vorbereitung des Emanzipationsedikts von 1812 beteiligt, das zu diesem Zeitpunkt die weitest reichenden Verbesserungen in den bürgerlichen Verhältnissen der Juden in deutschen Landen vorsah.⁶ Im Privaten distanzierte sich Humboldt aber zunehmend von den meisten jüdischen Freunden seiner Jugend, insbesondere von den Salonièren. Friedrich von Gentz galt schon Zeitgenossen in der „Judenfrage“ als höchst ambivalent, sodass einige Biografen ihn pauschal als „Judenfeind“ apostrophierten.⁷ Er hielt aber lebenslang an einigen jüdischen Freundinnen fest. Diese im doppelten Sinne widersprüchliche Haltung zweier enger Freunde und Kollegen wurde bisher nur flüchtig vermerkt, im Zusammenhang mit ihrem Umgang in Salons jedoch nicht untersucht. Die Haltung der Männer zur Situation der Juden im Verhältnis zu ihren häufig gemeinsam unternommenen Salonbesuchen, und insbesondere in der möglichen Wechselwirkung der besonderen Beziehung der Männer untereinander wurde noch nicht hinterfragt. Dieses Kapitel untersucht die Diskussion über die jüdischen Bekannten und Freunde, einzeln und möglicherweise als Gruppe, im Briefwechsel der drei Freunde. Sämtliches überlieferte Briefmaterial aus diesem beinahe 40 Jahre überspannenden Dreiecksbriefwechsel wird daraufhin befragt, inwiefern die zeitgenössische „Judenfrage“ für die Männer Thema war und unter welchen Prämissen sie diskutiert wurde.

Die Dreiecksfreundschaft wird in den Biografien der drei Männer nur benannt, nie beschrieben. Ausgehend davon, dass für die Wertung eines Briefzitats das Verhältnis des Schreibers zum Adressaten von Bedeutung ist, wurden die Freundschaften für dieses Kapitel in ihrer Entwicklung rekonstruiert [IV.1]. Die anschließende Untersuchung wird geleitetet von drei Fragekomplexen: Festgehalten werden erstens Informationen über die Salons, dasjenige,

⁶ Gemeint sind die nicht unter französischer Besetzung stehenden Länder. Wirkliche rechtliche Gleichstellung wurde erst 1869/71 erreicht. [Vgl. III.3]

⁷ „Judenfeind“ nennt ihn Henry Vallotton, in: ders.: Metternich. Napoleons großer Gegenspieler, München 1976, S. 295. Allerdings kontrastiert Vallotton in dieser pathetischen Biografie Gentz mit seinem Chef Metternich als „Jude und Judenfeind – sehr kultiviert“, und Metternich war keineswegs jüdischer Herkunft.

was aus diesem Quellenkorpus über die Geselligkeit in jüdischen Häusern zu erfahren ist [IV.2]. Damit verbunden ist die Frage nach der Rezeption der Frauen: Wie wurden die heute als Salonnières bekannten Frauen von diesen Besuchern primär wahrgenommen, als Freundinnen, Gastgeberinnen, Jüdinnen? Zu fragen ist hier auch nach Wendepunkten der Rezeption, ob das Verhältnis zu den einzelnen Frauen sich im Laufe der Bekanntschaft änderte und gegebenenfalls nach den Gründen dafür. Welchen Einfluss hatten biografische Ereignisse (wie Taufe oder Eheschließung) oder politische Strömungen (wie beispielsweise der aufkommende Nationalismus in den antinapoleonischen Kriegen)? Die drei Männer können auch hier als „Probandengruppe“ in politischer Hinsicht insofern als repräsentativ gelten, da ein nominell neutraler Diplomat, ein Vertreter Preußens und ein Agent Österreichs vertreten sind.

Im Vergleich der Briefe ergibt sich schließlich die Frage nach dem Sprachmodus der Gäste, nach einem dieser Briefbeziehung möglicherweise eigenen Tonfall [IV.3]. Zu fragen ist nach dem Stellenwert, den die jüdische Herkunft einer Rahel Levin Varnhagen oder einer Marianne Meyer Eybenberg für ihre Gäste hatte. Machte man(n) einen Unterschied zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Frauen, zwischen jüdischen Frauen und jüdischen Männern? Gab es ein gemeinsames Vokabular, in dem ihre Erfahrungen gefasst wurden? Welche der im Salon vorhandenen Sprachebenen zwischen Galanterie, Klatsch und Information wurden gewählt? Kann man Zeitpunkte benennen, ab denen die Einschätzungen der Männer voneinander abwichen? Im Hinblick auf die Entwicklung der Freundschaft, mögliche gegenseitige Beeinflussung und auch Elemente des Klatsches stellt sich abschließend die Frage: Welche Funktion hat, welchen Regeln folgt die Diskussion der jüdischen Frauen in diesem Dreiecksbriefwechsel?

Ausgehend von der bereits oben erwähnten These, dass ein Salonbesuch keine eindeutigen Effekte auf ein Engagement für oder wider die Emanzipationsbestrebungen der Juden zeitigte, soll hier im Vergleich nach Hinweisen gesucht werden, ob die Bekanntschaft mit diesen gebildeten jüdischen Frauen die politische oder publizistische Arbeit der Männer beeinflusst hat. Am Beispiel Friedrich von Gentz' und seiner Beziehungen zu jüdischen Freundinnen wird der Einfluss des jeweiligen geografischen und biografischen Standortes der Gäste auf ihre Meinung zum Judentum untersucht [IV.4].

1.1 Forschungsstand und Quellen

Da es zu Gustav von Brinckmann kaum selbstständige Sekundärliteratur gibt, steht auch die Untersuchung seines Verhältnisses zu jüdischen Freundinnen

noch am Anfang. Die Herausgeberinnen der Edition Rahel Levin Varnhagen haben in mehreren Aufsätzen ausgewählte, überwiegend antijüdische Zitate Brinckmanns angeführt und auf die Widersprüche zwischen dem getreuen Sammler und dem hemmungslosen Kritiker jüdischer Frauen hingewiesen.⁸ Diese Befunde, auf die im Folgekapitel detailliert eingegangen wird, sollen hier durch einen Vergleich mit Gentz und Humboldt in Relation gesetzt werden.

Überraschenderweise nehmen auch in der sehr umfangreichen Forschungsliteratur zu Wilhelm von Humboldt Untersuchungen zu seinem Engagement in der „Judenfrage“ nur einen kleinen Raum ein.⁹ Humboldts Überlegungen zur Frage der Emanzipation der Juden sind einzeln, aber noch nicht im Zusammenhang ediert.¹⁰ Während die Biografen Humboldts eher wenig auf dieses Arbeitsgebiet eingehen,¹¹ erschienen aus der jüdischen Historiografie früh Untersuchungen der Frage, aus welchen Motiven er sich für die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden einsetzte.¹² Bereits parallel zur Veröffentlichung des Ehebriefwechsels Anfang des 20. Jahrhunderts veröffentlichte

8 Vgl. Hahn 1997(a) oder dies. 2002(a), S. 69 ff.

9 In den zahlreichen Darstellungen der Emanzipationszeit in Preußen spielt Humboldt je nach Standpunkt des Verfassers mal die Haupt-, mal eine Nebenrolle. Seine Mitarbeit am Emanzipationsedikt von 1812 wird zwar, anders als im 19. Jahrhundert, in allgemeinen Nachschlagewerken zunehmend zu seinen großen Leistungen gezählt, nicht selten wird er sogar, historisch nicht korrekt, als dessen Verfasser genannt. 1808 erhielt Staatsminister Schrötter den Auftrag vom König Friedrich Wilhelm III., einen Entwurf für die zukünftige rechtliche Behandlung der Juden vorzulegen. Zu seinem Entwurf äußerten sich verschiedene ministerielle Abteilungen. Humboldts Stellungnahme als Leiter der Sektion Kultus im Innenministerium war die progressivste. [Vgl. II] Konsequenzen hatte die Umfrage zunächst nicht, erst 1810 wurde unter Hardenberg die Gesetzesvorlage wieder aufgenommen, die 1812 im Emanzipationsedikt mündete. Humboldt war zu diesem Zeitpunkt bereits Gesandter in Wien.

10 Humboldts Gutachten „Über den Entwurf zu einer neuen Konstitution für die Juden“ von 1809 ist z. B. abgedruckt in Humboldt 2002, Band IV: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, S. 95–112.

11 Eine Ausnahme bildet die Biografie von Tilman Borsche von Humboldt als Philosophen, die die Juden-Emanzipation als politische Idee Humboldts vorstellt. Humboldts Ablehnung des Etappenmodells zugunsten einer einheitlichen Regelung habe den Staat überfordert. Tilman Borsche: Wilhelm von Humboldt, München 1990, S. 54. Borsche sieht einen direkten Zusammenhang zu den Salons als Forum gesellschaftlicher Emanzipation. Ebd., S. 52.

12 Um 1900 erschienen in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums“ (AZJ) gleich mehrere Artikel zum Thema Humboldts Verhältnis zu Juden, ausgelöst von der Veröffentlichung seines Ehebriefwechsels. Anna von Sydow: Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. 7 Bde., hrsg. v. Anna von Sydow, Berlin, 1906–1918; Ludwig Geiger: Wilhelm von Humboldt über die jüdischen Frauen Berlins, in: AZJ, Jg. 69 Heft 52 (1905), 29. 12. 1905, S. 620–622; ders.: Wilhelm von Humboldt und die Juden, in: AZJ, Jg. 76, Heft 6 (1912), 9. 2. 1912, S. 69–70.

Ludwig Geiger kritische Analysen der darin zum Ausdruck kommenden „Sonderbarkeiten“ die Juden betreffend,¹³ fand darin aber lange keinen Nachfolger.¹⁴ Die nachstehend diskutierten Briefe an Brinckmann, die erst später erschienen, wurden bisher noch kaum unter diesem Aspekt gelesen. Die einzige Monografie über „Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden“ stammt bezeichnenderweise aus dem Jahr 1935 und disqualifiziert sich durch die darin enthaltene „Verführungstheorie“ ebenso wie durch die Berufsbiografie des Verfassers.¹⁵ Eine Geiger vergleichbare detaillierte Analyse bietet jetzt Hazel Rosenstrauch, die Wilhelm von Humboldts Unbestechlichkeit gegenüber der stärkeren „Judaephobie“ seiner Frau Caroline betont.¹⁶ Wie erwähnt, ist schließlich besonders das Verhältnis Humboldts zu den Personen und dem Ideengut der Haskala noch ein lohnendes Forschungsfeld. Anmerkungen zu Humboldts Umgang im Salon und seinem Verhältnis zu den Berliner Salonieren gibt es zwar verschiedentlich, allerdings sind die Deutungen meist widersprüchlich und selten belegt.

Auch die Biografie Friedrich von Gentz' müsste, als die eines ehemaligen libertinären Salongastes, der sich dann dem Konservativismus zuwandte, ein interessantes Forschungsfeld für die Entwicklung eines Intellektuellen um

13 Ludwig Geiger las und rezensierte jeden der jährlich erscheinenden Bände unter dem Aspekt, wie der „Begünstiger und Beförderer der Juden“ sich privat zu ihnen äußerte. Parallel zum Fortschreiten der Ehe wuchs Geigers Verwunderung über die zwischen den Eheleuten geäußerte Kritik an jüdischen Freunden. Bewertete er die ablehnenden Bemerkungen aus den 1790er-Jahren noch als „Sonderbarkeiten“, so ist in der letzten Rezension von „Judenhaß“ in der Familie Humboldt die Rede. Geiger 1905, S. 622 und ders. 1912, S. 69 f.

14 1917, anlässlich des 150. Geburtstages, verwies Adolf Kohut noch einmal darauf, dass es sich „verlohen [würde], einige besonders bezeichnende Briefe Humboldts an seine jüdischen Freunde zu veröffentlichen“. Adolf Kohut: Wilhelm von Humboldt in seinem Briefwechsel mit Juden und Jüdinnen, in: Neue jüdische Monatshefte, 10. 7. 1917, S. 557–559, hier S. 557.

15 Wilhelm Grau: Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden, Hamburg 1935. In diesem Jahr – zu Humboldts 100. Todestag – erschienen zwar mehrere Publikationen, die seine politischen Leistungen neutral zu würdigen vermochten. Vgl. beispielsweise Albert Leitzmann: Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller, in: Preußische Jahrbücher 239, Januar–März 1935, Berlin 1935, S. 201–222. Der Verlag Graus, die Hanseatische Verlagsanstalt, war aber später Hausverlag des „Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands“, mit einer großen Forschungsabteilung zur „Judenfrage“. Grau wurde mit der Studie zu Humboldt 1936 in München habilitiert und Leiter dieser Forschungsabteilung.

16 Rosenstrauch sieht das Thema Juden als „die einzige größere Differenz in den Auffassungen der Eheleute“ an. Rosenstrauch 2009, S. 227. Mit „Judaephobie“, als Kapitelüberschrift der ausführlichen Analyse, wird die allgemeine zeitgenössische Geisteshaltung bezeichnet. Ebd., S. 227.

1800 sein, wurde aber im Vergleich viel seltener untersucht.¹⁷ Der Salongast Gentz muss als weitere wichtige personelle Überschneidung zwischen den Salons und der Debatte über jüdische Emanzipation gelten, da er sich zwar nicht in seiner Rolle als politischer Publizist auf dem Höhepunkt der Debatte zu dem Thema äußerte, als enger Mitarbeiter Metternichs jedoch an der Formulierung von Gesetzestexten beteiligt war. Über Gentz' Haltung zur „Judenfrage“ finden sich in der Literatur auffallend widersprüchliche Kommentare.¹⁸ Dazu beigetragen haben mag Gentz' spezielle Arbeitshaltung, die man als ‚publizistisches Engagement für viele, gern gegen Bezahlung‘ umschreiben könnte. Darstellungen seiner Geschäftspolitik mit jüdischen Bankiers sind mindestens ambivalent.¹⁹ Sein langjähriger Umgang in den Salons wurde bisher wenig berücksichtigt. Die ausführlichste Untersuchung zu Gentz' Verhältnis zum Judentum mit Bezug zu Salons findet sich in Hilde Spiels Biografie über Fanny

17 Ein Grund dafür könnte seine politische Karriere sein. Gentz, obzwar bis 1802 in Preußen tätig, durchlebte seine eigentlich politische Karriere in Österreich, daher wird in der Sekundärliteratur am ehesten sein Verhältnis zu den österreichischen Juden thematisiert. So widmet im „Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa“ Erika Weinzierl in einem nur acht Seiten langen Aufsatz über modernen Antisemitismus Friedrich von Gentz einen interessanten Absatz. Erika Weinzierl: *Moderner Antisemitismus von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus*, in: Kotowski / Schoeps / Wallenborn 2001, Bd. 1, S. 379–387, hier S. 384.

18 Dem Aufsatz Weinzierls, die Gentz exemplarisch für modernen Antisemitismus diskutiert, steht beispielsweise die jüngste Überblicksdarstellung zum Thema „Das Haus Habsburg und die Juden“ gegenüber, dort fehlen Name und Einfluss Gentz' ganz. Vgl. Weinzierl 2001; Klaus Lohrmann. *Zwischen Finanz und Toleranz. Das Haus Habsburg und die Juden*, Graz [u. a.] 2000. Die immer noch umfassendste Biografie Gentz' von Golo Mann kommt bei der Frage nach seinem Verhältnis zu Juden zu keinem eindeutigen Ergebnis. Einerseits erwähnt er Gentz' oft pauschale Verurteilungen „der Juden“, weist aber darauf hin, dass Gentz „nie ernsthaft Antisemit“ gewesen sei, und lobt ihn als „Kenner und lachenden Kritiker des Judentums“, vergleicht ihn darin sogar mit Heinrich Heine. Golo Mann: *Friedrich von Gentz. Gegenspieler Napoleons. Vordenker Europas, Frankfurt/M.* 1995, S. 92 und 383 ff. Der jüngste biografische Aufsatz zu Gentz charakterisiert ihn als „Dandy“ auch in politischer Sicht, geht auf sein Verhältnis zu Juden aber nicht ein. Harro Zimmermann: *Friedrich von Gentz – Schriftsteller, Dandy, politischer Agent*, in: *die horen* 236 (2009), S. 97–114.

19 So lässt sich beispielsweise die Kurzfassung Manns: „Als Journalist und Beamter tat er für die Juden was er konnte (sie bezahlten ihn auch dafür)“, sowohl für Gentz als auch die jüdischen Petenten ungünstig auslegen. Mann 1995, S. 92. Manns Formulierungen über dieses Verhältnis sind selbst alle ambivalent. Für die Wiener Zeit heißt es klischeehaft: „Rüstig nahm er auch die Interessen der Juden wahr, und es scheint, dass sie seine Gunst auf ‚interessante Weise‘ erwiderten.“ Ebd., S. 267. Dass Gentz sich für sein Engagement auch von jüdischen Bankiers bezahlen ließ, hätte Mann nicht als Vermutung formulieren müssen, da es schon den Zeitgenossen bekannt war und Gentz selbst aus seiner „Schmeichelebarkeit“ und seinen Preisen keinen Hehl machte. Aktuelle Internet-Recherchen zu „Gentz“ bringen als Ergebnis u. a. verschiedene antisemitische Seiten, die ihn als „Agent Rothschilds“ diffamieren wollen. Diese Seiten werden hier nicht zitiert.

von Arnstein. Ihre These, dass Gentz in seiner Haltung zum Judentum zeittypisch war, wird in dieser Arbeit durch einen Vergleich mit anderen Salonbesuchern relativiert. Eine erste vergleichende Untersuchung zu der Frage, inwieweit Gustav von Brinckmanns Verhältnis zu jüdischen Salonièren als zeittypisch gelten kann, unternimmt das Folgekapitel.

Die wesentliche Analysegrundlage für dieses Kapitel bilden die jeweiligen Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und Gustav von Brinckmann, Brinckmann und Friedrich von Gentz sowie Gentz und Humboldt. Die Briefwechsel der Männer werden nicht nur untereinander verglichen, sondern jeweils vor ausgewählten anderen persönlichen Zeugnissen aus der Zeit gelesen. Ergänzend und vergleichend zu Gentz' Korrespondenz werden seine Tagebücher herangezogen, als Vergleichshintergrund für Humboldts Briefwechsel mit den beiden Jugendfreunden dient die Korrespondenz mit seiner Braut und Gattin Caroline aus derselben Zeit.²⁰ Diese werden insbesondere dann herangezogen, um die im Briefwechsel mit den Jugendfreunden gefällten, zum Teil drastischen Urteile in einen größeren Kontext zu bringen und auf ihre Haltbarkeit zu prüfen. Wo sie überliefert sind, werden die Gegenstimmen der besprochenen Frauen dazu gezogen. Ihre Kommentare sind oft nicht gedruckt. Die Entwicklung der Freundschaften zwischen den drei Männern und einzelnen Salonièren wie Henriette Herz, Rahel Levin Varnhagen oder Marianne Meyer Eybenberg anhand der Briefe in allen Wechselfällen und Ambivalenzen nachzuzeichnen, wäre eine reizvolle Aufgabe, würde aber, da jede der Freundschaften wiederum bis zu 30 Jahre umspannt, den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Beispielhaft werden in diesem Kapitel die unterschiedlichen Freundschaftsentwicklungen Gentz' zu drei Salonièren skizziert. Im folgenden Kapitel wird die Freundschaft Rahel Levin Varnhagens mit Gustav von Brinckmann im Längsschnitt untersucht.

Die Briefe der drei Männer sind, obzwar größtenteils gedruckt, keineswegs vollständig, geschweige denn kritisch ediert.²¹ So muss der Briefwechsel zwischen Gentz²² und Humboldt, zwei der bedeutendsten politischen Publizisten

²⁰ Für die Entwicklung des „Judenbildes“ beider Ehepartner im Verlauf dieses Briefwechsels s. Rosenstrauch 2009, bes. S. 225–238.

²¹ Der Plan der Berliner Akademie der Wissenschaften, die Briefe Wilhelm von Humboldts in einem Gesamtkorpus mit den Werken zu veröffentlichen, scheiterte an deren finanziellen Möglichkeiten nach dem Ersten Weltkrieg und wurde seitdem nicht wieder aufgenommen. Nur einzelne Briefsammlungen, darunter auch Briefe an Brinckmann, sind gedruckt. Leitzmann 1939; hier auch der Hinweis auf die unvollendete Edition, ebd., S. IV.

²² Von Friedrich von Gentz, einem der bedeutendsten politischen Publizisten des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts und einem der erklärtesten Gegner

um 1800, für diese Untersuchung aus mehreren Gelegenheitseditionen zusammengesetzt werden.²³ Für die Intensität der Dreiecksfreundschaft spricht in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass einige verschollene Briefe von Humboldt aus Zitaten des Briefwechsels zwischen Gentz und Brinckmann²⁴ rekonstruierbar sind.

Alle drei Briefwechsel waren wesentlich umfangreicher als das überlieferte Quellenmaterial, das dennoch in zeitlichem Umfang und Dichte ausreichend ist, um Aussagen über Interessensschwerpunkte, Übereinstimmungen und Divergenzen der Freunde treffen zu können. Man erfährt, en passant, vieles über gemeinsame Treffen, Orte und Zeiten der Geselligkeiten, politische Zeitergebnisse sowie über die Fortschritte der jeweils eigenen schriftstellerischen

Napoleons, gibt es bis heute keine kritische Edition der Werke oder Briefe. Allerdings versammelt die neue Reprintausgabe die wesentlichsten Ausgaben des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Friedrich von Gentz: Gesammelte Schriften. Mit einem Vorwort herausgegeben von Günther Kronenbitter. Nachdruck, 12 Bde., Hildesheim [u. a.] 1997–2004. Ein umfangreicher Forschungsbericht zu Gentz in Bd. 1.

23 Überliefert sind wenige Jugendbriefe Humboldts, von denen einer bereits zu Lebzeiten gedruckt wurde, vgl. Alfred Leitzmann: Jugendbriefe Wilhelm von Humboldts. Zum hundertjährigen Gedächtnis seines Todestages (8. April 1835), in: Preußische Jahrbücher 240 (April–Juni 1935), Berlin 1935, S. 10–48; und Wilhelm von Humboldt: Ideen über Staatsverfassung, durch die neue Französische Constitution veranlaßt. Aus einem Briefe an einen Freund (Fr. v. Gentz), vom August 1791. in: Berlinische Monatsschrift 19, Jan. 1792, S. 84–98. Aus ihrer politisch aktiven Zeit sind vor allem Zitate in Briefen an andere, v. a. Brinckmann, zu finden. Dazu kommen mehrere Altersbriefe beider aus den Jahren seit 1827. Wilhelm von Humboldt an Gentz, in: Gustav Schlesier (Hrsg.): Ungedruckte Denkschriften, Tagebücher und Briefe von Friedrich von Gentz (Schriften von Friedrich von Gentz. Ein Denkmal, Bd. IV), Mannheim 1840, S. 290–301.

24 Der Briefwechsel zwischen Friedrich von Gentz und Gustav Brinckmann ist nach Angaben des Herausgebers überlieferungsgetreu und fast vollständig gedruckt, wenn auch fast ohne Kommentar. Obwohl die gedruckten Briefe leider um Informationen gekürzt sind, die Kommunikationswege im weitesten Sinne (Postwege, Briefüberbringer, Zensur etc.) betrafen, werden die wesentlichen Anlässe der Korrespondenz deutlich. Wittichen 1910. Gedruckt sind hier 183 Briefe von Gentz und 6 von Brinckmann aus dem Zeitraum 1790–1824. Da Gentz den Eingang der Brinckmannschen Briefe, die er leider nicht verwahrt hat, immer erwähnt, und auch zahlreiche eigene benennt, die nicht erhalten bzw. gedruckt sind, muss die ursprüngliche Korrespondenz ein Vielfaches des überlieferten Materials betragen haben. Der Nachlassverwalter des Brinckmannschen Nachlasses zählte 2002 mindestens 314 Briefe von Gentz an Brinckmann, d. h. deutlich mehr als gedruckt vorliegen. Nilsson 2004. Eigene Untersuchungen an dem im Brinckmanska Arkivet vorhandenen Material lassen annehmen, dass ca. 25 % nicht gedruckt sind, wobei die Auslassungen vor allem ähnliche Inhalte und dichte Biletfolgen betreffen. Dennoch kann die Aussage des Herausgebers Wittichen, er habe nichts, was für den Leser von Interesse sei, gekürzt, für heutige Standards, und insbesondere für die Kommunikationsforschung nicht mehr gültig sein. Hier wartet noch ein ungehobener Schatz der Buchgeschichte auf Hebung.

Arbeiten. Auch Brüche und Wendepunkte in den Freundschaften können benannt werden, da sie von den Autoren selbst thematisiert, wenn auch nicht immer begründet wurden.

1.2 „Was macht unser gemeinsamer Freund“ – zur Rahmengeschichte der Freundschaft 1790 bis 1832

Der Beginn der fast 40 Jahre währenden Freundschaftsverhältnisse zwischen den drei Männern lässt sich nur aus den erhaltenen Briefen, aber ziemlich genau auf Frühsommer 1790 datieren.²⁵

Friedrich von Gentz und Wilhelm von Humboldt lernten sich als junge Berufsanfänger in Berlin näher kennen.²⁶ Der 26-jährige Gentz hatte nach dem Abschluss seines Studiums in Königsberg als Sekretär beim „Generaldirektorium“ angefangen, der drei Jahre jüngere Humboldt wurde nach dem Studium in Göttingen in diesem Jahr Referendar am Kammergericht. Aus dem Briefwechsel Humboldts mit seiner Frau Caroline bzw. Gentz' mit dem Dichter Garve lässt sich rekonstruieren, wie sich aus anfänglicher gegenseitiger Abneigung Begeisterung für die Gespräche und die Gesprächskunst des anderen entwickelte. Von Anfang an war die Wirkung aufeinander wesentliches Thema ihrer Briefe.²⁷

25 Im ältesten überlieferten Dokument dieser Freundschaft vom Mai 1790 lud Humboldt Brinckmann zu einer „Vertegelung“, d. h. auf einen Ritt nach Tegel ein. Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 12. 5. 1790, in: Leitzmann 1939, S. 1. Das erste überlieferte Billet von Gentz an Brinckmann stammt vom Juli dieses Jahres, im August ist aber bereits von „dem gewöhnlichen Rendezvous“ die Rede. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 6. 8. 1790, in: Wittichen 1910, S. 17. Ebenfalls im August bestellt Humboldt über Brinckmann die ersten Grüße an Gentz, sodass von ersten gemeinsamen Unternehmungen zu dritt in diesem Sommer ausgegangen werden kann.

26 An dieser Stelle ist allen Biografen zu widersprechen, die die erste Begegnung zwischen Gentz und Humboldt auf 1790 datieren. Bereits 1788 war Gentz Humboldt „vom Ansehn“ bekannt, allerdings schien er kein Bedürfnis gehabt zu haben, ihn näher kennenzulernen. Wilhelm von Humboldt: Brief an Henriette Herz, Brendel Veit sowie Carl von LaRoche, 11. 11. 1788, in: Landsberg 2000, S. 197.

27 Über ihr erstes Gespräch schrieb Humboldt: „Dieser Abend, hat er mir erzählt, hat eine sehr große Wirkung auf ihn gehabt. Es hat ihn sehr gekränkt, aber, weil er mich sehr überlegen zu fühlen glaubte, auch mit größeren Ideen von mir erfüllt. Ich suchte ihn bald darauf auf und wir sprachen nun öfter. [...] Er nahm ein so warmes Interesse, ging so tief in die Ideen ein, daß wir uns fester verbanden und fast täglich sahen.“ Gentz resümierte nach kurzer Bekanntschaft: „Es schmeichelte mir unendlich zu fühlen und zu merken, daß Humboldt mich achtete, und diese Eitelkeit, verbunden mit der Lust an einem ewig unterhaltenden Gespräch, zog mich näher zu ihm.“ Wilhelm von Humboldt an Caroline von Humboldt, 5. 1. 1791, in: Sydow 1906–18, Bd. 1, S. 354. Friedrich von Gentz an Christian

Ebenfalls von 1790 datierte beider Männer Bekanntschaft mit Gustav von Brinckmann. Der Schwede lebte 1790 ein Dreivierteljahr in der preußischen Hauptstadt als freier Autor (er hatte 1789 einen ersten Gedichtband herausgebracht). Nach bestandenen Kanzleiexamen in Schweden ließ er sich 1792 als Legationssekretär der schwedischen Botschaft langfristig nach Berlin versetzen.²⁸ Von diesem Jahr an lassen sich in jedem Fall wöchentliche, zum Teil tägliche Treffen zu zweit und zu dritt rekonstruieren. Wenn er in der Stadt war, zog auch der jüngere Bruder Alexander von Humboldt mit ihnen durch Berlin.

Diese erste intensive Phase der Dreiecksfreundschaft zwischen Humboldt, Gentz und Brinckmann währte damit von 1790/1792 auch über Humboldts externe Aufenthalte hinaus bis etwa 1797. In diesem Jahr gingen Humboldt und Brinckmann zeitgleich nach Paris, wo sie ihren täglichen freundschaftlichen Verkehr fortsetzten und, soweit möglich, die Verbindungen zu den Berliner Freunden aufrechterhielten. Dass der Briefverkehr mit Gentz in dieser Zeit ausdünnte, lag zu nicht geringem Teil an der französischen Zensur, die Briefe satirisch-politischen Inhalts, wie die Freunde sie schätzten, nicht gestattete. Sie empfanden es als Herausforderung, diese Maßnahmen durch ‚Geheimformeln‘ oder lange lateinische [!] Zitate zu umgehen.²⁹

Mit der Rückkehr der beiden Parisbesucher nach Berlin 1801 kam es aber bald zur Wiederaufnahme des freundschaftlichen, fast täglichen Umgangs bis

Garve, 19. 4. 1791, hier zit. nach: Mann 1995, S. 32 f. Dass es seiner Eitelkeit schmeichelte, Humboldt für sich gewinnen zu können, nannte Gentz noch Jahre später als eine Grundlage dieser Freundschaft: „[...] der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben – diese Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu stark.“ Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen vom 21. 9. 1810, SV 66. Modernisiert in: Kemp 1979, Bd. III, S. 130.

28 Aus der rudimentären Quellenlage bis 1792 heraus ist zu erklären, dass die Biografen sich widersprechen, ob die Freundschaft Brinckmanns zu Gentz und Humboldt bereits 1790 oder erst mit der endgültigen Niederlassung des Schweden in Berlin als „eng“ zu bezeichnen sei. Humboldt schrieb bereits Ende 1790 sehr offene Briefe nach Schweden über seine Streifzüge mit Gentz, den er seit Brinckmanns Abreise als seinen „häufigsten“ und „einzigsten“ Umgang bezeichnete. Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1. 2. 1791, in: Leitzmann 1939, S. 15.

29 In der Parallelektüre der Briefwechsel wird noch eine andere Ursache für die Abkühlung der Freundschaft sichtbar. Humboldt, der 1791 aus dem Staatsdienst ausgetreten war, um sich privaten Studien zu widmen, äußerte gegenüber Brinckmann mehrfach sein Bedauern, dass Gentz so zum „politischen Abenteuerer“ verkomme. Wenig später konnte Brinckmann bei Gentz lesen, dass Humboldt durch seine Studien „gesunken“ sei: „[...] er hat sich in seinem Lebensplane vergriffen.“ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 6. 12. 1799, in: Wittichen 1910, S. 69. Der Briefwechsel lief in dieser Zeit über Brinckmann, der als Diplomat mit literarischen Interessen eine Mittlerposition einnahm.

1802. Als wirklicher Bruch wurde die Pariser Zeit nicht empfunden. Als Humboldt 1801 einen Empfehlungsbrief für seinen Freund an Schiller schrieb, bürgte er für diesen mit den Worten: „Ich habe mit Gentz seit ungefähr 12 Jahren in sehr enger Verbindung gelebt“.³⁰

Die Jahre 1801/02 – die zweite Phase des „Triumvirats“ in Berlin – weisen wieder viele Unternehmungen zu dritt und Besuche in den jüdischen Häusern Berlins auf. Ende des Jahres 1802 wurde Humboldt preußischer Resident in Rom, Gentz verließ im selben Jahr Berlin endgültig für eine Karriere im österreichischen Staatsdienst. Der Briefwechsel setzte sich vorübergehend auf nur zwei Achsen fort. Diesmal war es Brinckmann, der beide Männer über die Ereignisse in der Berliner Gesellschaft auf dem Laufenden hielt, bis er selbst in den Kriegswirren die Stadt verlassen musste. Humboldt, frisch ernannter Vertreter Preußens, wollte mit dem „politischen Abentheurer“ Gentz nichts mehr zu tun haben, ließ sich aber bald durch einen Brief von Gentz, den dieser „im üblichen zerknirschten Ton“ verfasst hatte, umstimmen, er war „gerührt“.³¹

Der intensive Briefwechsel zwischen Humboldt und Brinckmann währte bis mindestens 1804; die Korrespondenz wurde 1818, nach unerklärter Lücke, noch einmal in sehr freundlichem Ton wieder aufgenommen. Auch die Korrespondenz zwischen Brinckmann und Gentz kam 1810 zum Erliegen, vermutlich wegen Brinckmanns Rückberufung nach Schweden oder Gentz' zunehmender Einbindung in den Kampf gegen Napoleon. Dank ihrer gemeinsamen literarischen Interessen und ihres gemeinsamen Sinns für Satiren konnten sie sie aber problemlos wieder aufnehmen. Während die briefliche Konversation zwischen Gentz und Humboldt durch politische oder moralische Missverständnisse oft und lange unterbrochen war, wurden persönliche Begegnungen nach der Berliner Zeit, gemeinsame Dienstzeiten in Wien ab 1810 und insbesondere auf den Kongressen in Prag 1813 und Wien 1814/15 von beiden als sehr genussbringend verzeichnet. Nächtelange Spaziergänge durch die Straßen von Prag erinnerten sie an ihre gemeinsame Zeit in Berlin. 1827 schloss sich der Kreis zum letzten Mal, als Gentz an Humboldt schrieb, er habe einen Brief von Brinckmann erhalten.

30 Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Schiller, 1802, in: Leitzmann 1935, S. 219.

31 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 30. 4. 1803, in: Leitzmann 1939, S. S. 151. Gentz hatte Brinckmann zuvor geschrieben, dass ihm beim Abfassen dieses Briefes selbst die Tränen gekommen seien. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 9. 4. 1803, in: Wittichen 1910, S. 116.

1.3 Zur Charakterisierung des Briefwechsels

Wenn Sie etwas Neues von Erheblichkeit *hören* oder *lesen*,
so denken Sie doch ja immer an Ihren Freund Gentz.³²

Um die Thematisierung der Salonbesuche im Briefwechsel einordnen zu können, sollen die anderen Schwerpunkte des Briefwechsels hier kurz skizziert werden.

In die umfänglichen politischen Diskussionen³³ flossen durchgängig soziologische Betrachtungen ein: Gentz' Briefe beispielsweise sind sehr aufschlussreich betreffs der Unterschiede zwischen Wiener und Berliner Geselligkeitsstrukturen. Alle drei ‚sammelten‘ während der gesamten Zeit kontinuierlich Beobachtungen über den französischen und deutschen „Nasionalcharakter“. Personifizierter Anlass für solche Überlegungen war immer wieder Madame de Staël,³⁴ als deren kritische Verehrer sich alle drei Männer bekannten. Alle drei Korrespondenten nutzten ihre humanistische Bildung nicht nur als Zitatenschatz für politische Kommentare, sondern die Antike als Bezugspunkt für ihre tagespolitischen Überlegungen. In dem Maße, wie die Politik nicht nur Interesse, sondern auch Betätigungsfeld für Gentz und Brinckmann wurde, wurden brieflich auch Gebrauchsinformationen zwischen Diplomat und Publizist ausgetauscht – soweit es die Zensur zuließ.³⁵ Der sehr sprachbegabte Brinckmann wurde häufig um Übersetzungen aus dem Schwedischen und Französischen gebeten.

Einen etwa gleichgroßen Raum wie die Politik nahm in der brieflichen Debatte die Literatur ein. Wie aus vielen Briefwechseln aus der Berliner Salongesellschaft ließe sich auch aus den Korrespondenzen zwischen den drei Män-

³² Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 19. 5. 1794, in: Wittichen 1910, S. 48.

³³ Die umfänglichen Diskussionen zum Hauptthema Tagespolitik und zu den daraus entwickelten politischen Theorien jedes einzelnen können hier nicht ausführlich wiedergegeben werden. Als Paralleldiskurs zu den öffentlich geäußerten politischen Ansichten der drei Männer wären die brieflichen Debatten allerdings eine eigene Untersuchung wert. Wesentliche politische Themen des Briefwechsels waren, in chronologischer Reihenfolge: die Auswirkungen der Französischen Revolution, besonders auf die Nachbarstaaten, die Theorie Edmund Burkes, die Friedrich von Gentz übersetzte, die Rolle Österreichs und Preußens in den Koalitionskriegen sowie alle Einzelheiten des Kampfes gegen Napoleon.

³⁴ Germaine de Staël (1766–1817) war als Autorin und politisch aktive Salonière interessant. Zur Zeit des Aufenthalts von Humboldt und Brinckmann in Paris empfing sie politische wie literarische Prominenz im Haus ihres Gatten, des schwedischen Botschafters Staël-Holstein.

³⁵ Gentz schrieb für Brinckmann angelegentlich eine Kurzbiografie Napoleons, bat ihn später um ‚Insiderinformationen‘ über den schwedischen König. Daneben las und korrigierte man sich gegenseitig mehrfach diplomatische Noten.

nern ein Katalog der jeweiligen neu erschienenen Literatur erstellen.³⁶ Lese-tipsps und Kommentare zu gelesenen Büchern sind ein zentrales Thema auf allen drei Briefachsen. Der Briefwechsel Gentz – Brinckmann erlaubt einen Einblick in die Modalitäten dieses Büchertausches und in eine beeindruckende Lektüreintensität. Bücher wurden oft nach Stunden returniert, manchmal ‚karrenweise‘ ausgeliehen.³⁷ Im Ton der Zeit verlieh Brinckmann Heilmittel gegen „die Bibliomanie, an welcher wir laborieren“.³⁸ Dabei fällt auf, dass Brinckmann mit jedem der Freunde immer jeweils dessen Favoriten diskutierte, nicht ohne den gelegentlichen Hinweis, dass der Dritte ja davon nichts verstehe.³⁹ Goethes Neuerscheinungen wurden von allen dreien wie selbstverständlich rezipiert, ausführlich diskutiert wurde aber vor allem über Fichte, Adam Müller und „die neue Schule“, in persona Leben und Werk der beiden Brüder Schlegel.⁴⁰ Brinckmann und Gentz teilten darüber hinaus die Begeisterung für die Kritik, aber auch den Besitz moderner internationaler Literatur. Ein großer Teil der Briefe bis 1802 handelt von Buchgeschäften, bei denen keine Seite verhehlte, einen guten Schnitt machen zu wollen.

Eine wichtiges Bindemittel der Freundschaft war auch die Auseinandersetzung über und die überwiegend positive Kritik für die jeweiligen eigenen Werke. Gentz und Humboldt schätzten die Verkunst Brinckmanns hoch. Sie waren nicht selbst häufig nur die Adressaten von Gelegenheitsversen, sondern bekamen viele andere Produkte vor der Veröffentlichung zur Kritik vorgelegt und bestätigten ihn darin, sie zu veröffentlichen. Humboldt machte Gentz und Brinckmann zu den ersten Lesern seines Aufsatzes über *Ideen zu einem Versuch*

36 Texte zur Philosophie und Politik wurden ebenso diskutiert wie literarische und belletristische Texte, antike und neuzeitliche Lyrik. Eine Auszählung der am häufigsten genannten Autoren enthielte alle Werke, die in einem heutigen Kanon zum 18. Jahrhundert aufgezählt würden. Daneben finden sich immer wieder heute vergessene Einzelschriften und Sonderschriften zu den ‚Lieblingsthemen‘ des jeweiligen Schreibers.

37 So schickte Gentz zum Büchertausch seinen Bedienten gleich mit einem „Karren“ zum Freund. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 2. 9. 1792, in: Wittichen 1910, S. 19.

38 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 31. 5. 1793, in: Wittichen 1910, S. 37.

39 Während er mit Gentz englische Klassiker und moderne politische Texte tauschte, war man sich darüber einig, dass Humboldt davon wenig Ahnung habe. Zwischen Humboldt und Brinckmann kam es immer wieder zu Diskussionen über antike Schriftsteller, von denen Gentz schauerlich wenig verstünde. Ein weiteres wesentliches Bindeglied zwischen den Letztgenannten war das gemeinsame Interesse an Verkunst bzw. klassischer Metrik. Über viele Seiten erfragte und erläuterte Humboldt griechische Versfüße und deren Umsetzung ins Deutsche.

40 Dieser Befund lässt sich übrigens für alle Briefwechsel der Salongesellschaft bestätigen. In höchst unterschiedlicher Wertung wurden die Schlegelschen Übersetzungen, Zeitschriftenprojekte und v. a. die theoretischen Beiträge zur Literatur diskutiert. Zur Rezeption Friedrich Schlegels s. a. V.

die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Gentz' Übersetzung von Edmund Burke wurde Prüfstein der Freundschaft.⁴¹ Noch im Alter nahm man höflichen Anteil, allerdings zunehmend an den nicht-politischen Schriften der anderen.

Im Zusammenhang mit dieser Arbeit ist die Auseinandersetzung dieser Salongäste – drei gebildete Vertreter der zwischen 1760 und 1770 geborenen Generation – mit den älteren Aufklärern von Bedeutung. Die Werke und Weltanschauung der „Aufklärerei“, die häufig summarisch benannt und verurteilt wurde, waren ein großes Thema in den Briefen der frühen 1790er-Jahre und dann wieder in den Altersbriefen, in denen ihre Auswirkungen gegen die der weitgehend verabscheuten Romantik abgewogen werden.⁴² Ein ‚Lieblingsfeind‘ war der Prediger Daniel Jenisch,⁴³ dessen Epos *Borussias* 1792 Auslöser zahlreicher spöttischer Bemerkungen war, in die die anderen beiden bereitwillig einstimmt. Gentz fand nicht nur den persönlichen Umgang mit ihm unerträglich, er beschwerte sich auch, dass er neben ihm gedruckt würde. All das sollte ihn allerdings nicht davon abhalten, Jenisch 1795 zur Mitarbeit an seinem *Historischen Journal* einzuladen.⁴⁴

Nicht alle Abneigungen wurden von den Freunden geteilt. David Friedländer, Freund und Mentor von Humboldt, brachte Friedrich von Gentz dazu, seine Vorurteile vor Brinckmann im Plauderton auszubreiten:

Es ist doch in der Tat schändlich, daß man *Humboldts* Namen nicht mehr genannt sehen kann, ohne ihn entweder mit einem *Franzosen* oder mit einem *Juden* gepaart zu sehen. [...] Und wer ist denn dieser *Deutschland so bekannte* Gelehrte Friedländer? Gewiß irgendein entsetzlicher Hund, der die Berliner Aufklärung unter den Pariser Philosophen spazieren führen wollte? – Sie sehen, ich suche meine Korrespondenz mit Ihnen auf alle Weise wieder zu eröffnen. Ich sehe Sie doch wohl in diesen Tagen gewiß? Gentz⁴⁵

41 Der Text wurde im Briefwechsel nur „das grüne Buch“ genannt. Es ist allerdings anzunehmen, dass Gentz' offene Kritik an diesem Buch Auslöser der späteren Entfremdung gewesen ist. Brinckmann scheint nur Bewunderung geäußert zu haben.

42 Der Begriff fällt erst in einem Brief von Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 19. 9. 1804, in: Wittichen 1910, S. 227. Die Kritik wird aber durchgängig formuliert.

43 Daniel Jenisch (1762–1804) war in Berlin als Prediger und Popularphilosoph tätig, mit umfangreichem schriftstellerischem Werk. Er gab u. a. Mendelssohns kleine philosophische Schriften heraus, gilt in der Haskala-Forschung aber als Autor „mit ausgeprägt antijüdischen Vorurteilen“. Vgl. Schulte 2002, S. 204.

44 Auch die Nachricht vom Tode Jenischs, der sich vermutlich selbst in der Spree ertränkte, wurde von Gentz ausdrücklich bedauert.

45 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 23. 6. 1801, in: Wittichen 1910, S. 73. Hervorhebungen im Original. Jüdische Aufklärer wurden in den Briefwechseln sonst nicht genannt. Eine Ausnahme bildete Markus Herz, der als Arzt, aber nicht als Autor diskutiert wurde. Mehrfach wurden „Juden und Gelehrte“ in einem Schriftzug genannt.

1.4 „[...] verborgene tiefen des realen lebens“ – zum Tonfall

Der Briefwechsel Wilhelm von Humboldts mit Gustav von Brinckmann⁴⁶ enthält das damalige Berlin en miniature. Genauer gesagt bietet er einige aufschlussreiche Querschnitte durch die Themen und Vergnügungen männlicher Intellektueller in Berlin um 1800. Ein Großteil der gewechselten Billets diente Verabredungen oder dem Austausch von Informationen über verpasste Geselligkeiten. Auffallend ist der offene Umgangston zwischen den Männern. Der herausragende Kenner Humboldts und Herausgeber seiner meisten Briefe, Alfred Leitzmann, stellte fest, dass Humboldt sich in keinem anderen Briefwechsel „so allseitig frei und offen freundschaftlich wie hier dem jugendgenossen gegenüber“ geäußert habe. Auch Friedrich von Gentz gab sich nach Aussage seines Herausgebers Wittichen in den Briefen an Brinckmann „freier“ als in denen an den vergleichbar engen Freund Adam Müller.⁴⁷ Wenn Leitzmann allerdings in der Diktion des 19. Jahrhunderts hinzufügte, dass sich der Briefwechsel „von der höchsten arena geistigen austauschs durch alle zirkel der gesellschaft hin bis zu den verborgenen tiefen des realen lebens und seiner bedürfnisse erstreckte“,⁴⁸ so bedeutet das, dass in diesem Briefwechsel im schnellen Wechsel mit aktueller Literaturpolitik, Philosophie oder intellektuellen Vergnügungen – Gentz und Humboldt nahmen gemeinsame Hebräischstunden – die jeweiligen Liebschaften und sexuellen Erfahrungen erörtert wurden. Ein nicht unwesentliches Bindemittel zwischen Humboldt und Gentz waren in den Anfangsjahren gemeinsame Besuche in Bordellen und bei Prostituierten. Humboldt berichtete detailliert an Brinckmann in Stockholm über diverse „nächtliche Expeditionen“ und „nährische Nächte mit Gentz, oft in einem Bette erlebt“.⁴⁹ Als sie 1801 wieder zu dritt in Berlin waren, schien Humboldt den alten Rhythmus wieder aufnehmen zu wollen und wunderte sich, dass Gentz „nach der Revolution, gar nicht mehr zu H... gehen will“.⁵⁰ Noch

46 Überliefert sind fast ausschließlich die Briefe Humboldts an Brinckmann mit einigen, allerdings aufschlussreichen Billets Brinckmanns. Der Briefwechsel umspannte den Zeitraum 1790–1818.

47 Leitzmann 1939, S. VI; Kleinschreibung im Original. Wittichen 1910, S. 13.

48 Albert Leitzmann, unbetitelt Einleitung, in: ders. 1939, S. VII–XIII, hier S.IX.

49 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 9. 11. 1790, bzw. 1. 2. 1791, in: Leitzmann 1939, S. 11 und 15 f. Die Vor- und Nachteile dieser Expeditionen wurden, wenn auch durch lateinische Zitate geschmückt, deutlich diskutiert: „Gentz hat von einer dieser Gesellschafterinnen den Tripper bekommen, und an mir hat sich die Prophezeiung wahr gemacht, die Sie mir oft sagten, – die Filzläuse. Bald wird beides vorbei sein, und dann wollen wir cursus iteræ relictos.“ Ebd.

50 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 1. 1. 1802, in: Wittichen 1910, S. 84. Pünktchen im Original.

1827 nutzte Humboldt die gemeinsamen erotischen Vorlieben als einen von drei Fäden, mit denen er den Kontakt zu Gentz wieder knüpfen wollte. Nach einem Kompliment an dessen Gesprächskultur und einem Hinweis auf seine aktuellen Studien berichtet er, dass er seine Wohnung mit Marmorstatuen ausgestattet habe: „Jetzt wandelt man unter lauter schönen Gestalten umher, von denen besonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden. So, liebster Gentz, bin ich den alten Ideen und alten Späßen treu und gewiß auch den alten Freunden“.⁵¹ Brinckmann, obgleich Begleiter auf einigen dieser Exkursionen und Adressat der Geständnisse verschiedenster Leidenschaften, scheint sonst in erotischen Fragen nicht ganz ernst genommen worden zu sein.⁵² Hier waren es Gentz und Humboldt, die Brinckmann ‚echte Männlichkeit‘ absprachen und sich zugleich in ihrer bestätigten.⁵³

Obwohl die meisten Biografen Humboldts Briefe an Brinckmann als Quelle für die Jugendzeit erwähnen, geht kaum einer auf diesen Teil der Biografie ein, bzw. man verbucht ihn unter „Kavaliersleben“.⁵⁴ Möglicherweise ist dies eine Nachwirkung der Warnung Friedrich Meineckes vor dem ikonoklastischen Effekt, nicht „zu handeln wie jemand, der unzufrieden mit dem magischen Oberlicht, das ihn bisher beleuchtete, die Lampe [...] gleich auf den Fußboden setzt und von da aus dann auch die Unterhosen Humboldts entdeckt“.⁵⁵

Die drei Männer korrespondierten sowohl über kurze Billets wie über längere Briefe, die den Charakter kürzerer politischer Essays oder ausführlicher Selbstbetrachtungen annehmen konnten. Fast alle Texte enthielten ironische

51 Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Gentz, 27. 5. 1827, in: Schlesier 1840, S. 292.

52 Humboldt dankte z. B. Brinckmann für die Bekanntschaft mit „einer Edlen“, zweifelte aber daran, dass dieser mit ihr etwas anzufangen gewusst hätte. „Ich war auch gutmüthig genug zu glauben, Ihre Lust käme von Ihrem Schw- (vorausgesetzt nemlich, daß Sie einen haben [...]).“, 26. 9. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 30 f.

53 Es spricht viel dafür, dass mit dieser Freundschaft in Humboldts Leben eine neue Phase begann bzw. Gentz anfangs Humboldt zu diesen Streifzügen animiert hat. Noch 1788 hatte Humboldt sich von dem Ruf, der Gentz vorauselte, distanziert: „Gentz ist ein Windbeutel, der jedem Weibe den Hof macht.“ Wilhelm von Humboldt: Brief an Henriette Herz, Brendel Veit sowie Carl von LaRoche, 11. 11. 1788, in: Landsberg 2000, S. 197.

54 Golo Mann vertritt die These, dass die Freunde „im Geistigen wie im Natürlichen genüsslich“ sich der „weltoffenen, wollüstigen, geistig-aufregenden Stadt Berlin“ angepasst hätten. Mann 1995, S. 30 f. Ein leises ‚Erschauern‘ formulierte Scurla, als er in den Jugendbriefen Hinweise fand, dass Humboldt ein „Leichtfuß war; manche halten ihn sogar für einen Wüstling“. Scurla 1976, S. 78. Interessant für den Vergleich der drei Männer ist die Biografie Kählers, der Gentz und Brinckmann lediglich ein „elegantes Kavaliersleben“ und „gedankenarmes Genießertum“ zugesteht, für Wilhelm von Humboldt die „Idee des Genusses“ und die Erotik als „geistiges Phänomen“ erkennt. Wie sich dieser Unterschied im Umgang mit den Frauen äußert, wird nicht deutlich. Kähler 1963, S. 61–63.

55 Friedrich Meinecke an Siegfried A. Kähler, 11. 12. 1927, in: Kähler 1963, S. IV.

Elemente, alle aber auch einnehmende oder sogar bewundernde Formulierungen, Komplimente an das Übersetzertalent, die umfangreiche Bibliothek, das Fachwissen des anderen. Insbesondere Gentz komplimentierte meistens unverhohlen die Dinge, die er gerade in Anspruch nehmen wollte. Neben dem Inhalt scheinen alle die Formulierungskünste der anderen überaus geschätzt zu haben. Als Humboldt nach Paris ging, bedauerte er aufrichtig, jetzt auf Gentz' scharfe Analysen verzichten zu müssen, die nicht durch die Zensur kommen würden. Beide schätzten Brinckmanns Talent zur ebenso ausführlichen wie amüsanten Berichterstattung, gaben ihm Auftrag für „eine ordentlich depeſchenartige Korrespondenz“, die spätestens alle 14 Tage eintreffen sollte.⁵⁶

Neben den Gemeinsamkeiten des Stils gab es deutliche Unterschiede. Zwischen Gentz und Brinckmann waren politische Metaphern an der Tagesordnung, beispielsweise wurden körperliche und politische Zustände miteinander verwoben: „Ich bedauere Sie unendlich, liebster Freund, und wünsche nur, daß die Revolution in Ihrem Innern nicht wie die französische, in *Anarchie* ausarte“.⁵⁷ Zwischen Humboldt und Brinckmann überwogen Anspielungen aus dem Wortfeld „Jude“ / „jüdisch“, auf die nach einer inhaltlichen Auswertung detaillierter eingegangen werden soll.

2. „Gestern abend hätten Sie bei der Levi sein sollen ...“ – Informationen über die Salongesellschaft

2.1 „In gewissen Häusern“ – Rhythmen des Umgangs

///Lassen Sie mir doch sagen, liebster Freund, ob Arnsteiners morgen noch reisen, und ob man sie heute abend noch besuchen kann. Wenn *beides* der Fall ist, so würde ich Ihnen vorschlagen, daß wir uns zwischen 7 und 8 Uhr bei *Humboldts* treffen, und von da miteinander zu *Levis* gehen wollten.

56 Wilhelm von Humboldt an Friedrich von Gentz, 14. 9. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 24 f. Gentz gab genaue Anleitung für Berichte nach Wien: „Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir [...] ganz regelmäßig korrespondieren. [...] Wenigstens alle 14 Tage einmal schreibt jeder von uns an den andern, und meldet ihm (außer was unsre Privatrelationen angeht) die etwa vorgekommenen politischen Merkwürdigkeiten, insofern solche der offenen Post anvertraut werden können. – Geht an einem beider Orte etwas Wichtiges vor – wovon die Nachricht, oder brauchbare Details dem andern sehr interessant sein könnten, sie wird zur Stelle geschrieben. – Endlich werden von Zeit zu Zeit solche Briefe fertig gehalten und expediert, die man dem gewöhnlichen Postlauf nicht anvertrauen kann.“ An Gustav von Brinckmann, 8. 2. 1803, in: Wittichen 1910, S. 105 f.

57 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, Ende Dezember 1793, in: Wittichen 1910, S. 43.

Antworten Sie mir hierauf; Sie sind gar nicht mehr so diplomatisch prompt wie sonst; es ist die Revolution aus der Friedrichs- und letzten Straßenecke. Adieu.///
Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 1802⁵⁸

Ein ‚erster Tag im Salon‘ lässt sich für keinen der drei Männer exakt rekonstruieren. Vermutlich war es Humboldt, der Gentz mit den jüdischen Salonièren bekannt machte. Anders als seine Freunde war Wilhelm von Humboldt 1790 im Haus von Markus und Henriette Herz ein schon lang bekannter Gast. Mehr noch: eine erste Phase der intensiven Bekanntschaft und Verehrung der Salonière Herz betrachtete er bereits als abgeschlossen. Es ist für den Tonfall der Briefe der Männer untereinander nicht unwichtig, dass Wilhelm von Humboldt die enge Beziehung zu Henriette Herz der Vergangenheit anrechnete und sie, trotz fortgesetzter Besuche, nicht länger seine Hauptbezugsperson war.⁵⁹ Der Schwede Brinckmann lernte Henriette Herz 1790 kennen. Von 1792 datiert vermutlich der Beginn seines intensiven Umgangs in weiteren Häusern der vornehmen jüdischen Gesellschaft. In diesem Jahr beginnen unter anderen die überlieferten Briefwechsel Brinckmanns mit Sara Meyer Grotthus, Marianne Meyer Eybenberg und Rahel Levin Varnhagen.

Wenn man die vorhandenen Briefwechsel auf die Namen der ‚bekannten‘ Berliner Salonièren hin durchsieht, lassen sich folgende Rhythmen erkennen: In den 1790er-Jahren verkehrten die drei Männer regelmäßig bei „der Herz“, wo man häufig auch „die Veit“ traf, bei den Schwestern Meyer – der Name Mariannes wird vorzüglich genannt, aber auch die ältere Schwester Sara schrieb sich zumindest mit Brinckmann –, bei Sara Levy, ihrer Schwester Cäcilie, noch verheiratete Wulff, und später bei Rahel Levin Varnhagen. Es fällt auf, dass Levys und Herzens auch im Plural, als gastgebende Ehepaare, genannt werden, bei den anderen nur von den Frauen die Rede ist.⁶⁰

Die in Kapitel III formulierte These zu den Umgangsformen der Salongesellschaft treffen auch auf die Beziehungen dieser drei Männer zu ihren jüdischen Bekannten Anfang der 1790er-Jahre zu. Man tauschte Billets, Bücher und

58 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 16. 1. 1802, in: Wittichen 1910, S. 85. Hervorhebung im Original. Das Zitat in der Überschrift: Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 13. 2. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 130. Das „gewissen“ war doppelt unterstrichen.

59 Auch seinem Tagebuch ist wachsende Distanz abzulesen. Ende 1788 vermerkte er anlässlich eines Briefs der Herz, „Nr. 83“, verwundert, dass sie ihm jetzt vorkämen wie „Zuckerbrodten, denen es an Würze fehlt“. Tagbucheintrag 9. 12. 1788, in: Albert Leitzmann (Hrsg.): Wilhelm von Humboldts Tagebücher, 2 Bde., Berlin 1922, Bd. I, S. 69.

60 Die Levys scheinen auch gemeinsam eingeladen zu haben, einige Billets an Brinckmann sind unterzeichnet „das Levynsche Ehepaar“. Sara und Salomon Levy, undatiert, ungedruckt, BA L.

medizinische Ratschläge aus. Vor allem Brinckmanns Bibliothek wurde von seinen Freunden und Freundinnen freizügig genutzt. Einladungen wurden an den Teetisch, zu Kaffee und Kuchen, aber auch zu Ausfahrten und Spaziergängen ausgesprochen. Mehrsprachige Billets waren selbstverständlich.⁶¹ Der geschilderte spezifische Ton, der zwischen Witz, Vertrautheit, Ironie und Galanterie changierte, findet sich auch im folgenden Billet von Sara Levy:

Wie wohl es mir hier geht, wenn ich bey meiner Schwester Eskeles Wochen bette sitze, oder mit unser Jette ein trauliches Stündchen genieße, davon können Sie sich einen Begriff machen, wenn Sie auch nie gehört haben, dass hier hinterm Ofen auch Leute wohnen [...]. Was ein wenig dazu beygetragen hat, dass ich den Muth nicht fassen konnte Ihnen zu schreiben, war die Beschämung auf meiner langen, weiten über Berg u Thal führenden Reise ganz u gar auf keine Frau für Sie gestoßen zu sein [...]. Ich weiß es recht wohl, dass die Ehe mit meiner Schwester Recha Ihnen unmöglich sein kann, aber ich rathe Ihnen doch noch eine Weile darin zu verharren.⁶²

Levy ironisierte hier die Selbstherrlichkeit der Berliner, die Wien für Provinz hielten, zugleich spielte sie elegant auf Brinckmanns zahlreiche Schwärmerien an, die sich bis zu spielerischen Heiratsanträgen steigern konnten.

Seltener sind Billets des zweiten, funktionalen Typs: „Wollen Sie mich vor meiner Abreise noch sehen, so kommen Sie doch morgen das heißt Mittwoch den 24ten zum Thee, Humboldt wird den Mittag hier bei der Herz sein, u hat der Veit seine Gesellschaft zum Thee versprochen“.⁶³ Hier lockte Henriette Mendelssohn klug mit dem Hinweis auf die übrige Gesellschaft. Die Frauen nutzten diese Kontakte zu den Männern auch, um ihren Bekannten-Kreis zu erweitern, schrieben z. B. einen Werbebrief an Brinckmann, er möge sie mit Friedrich Schlegel bekannt machen.⁶⁴

Die Leichtigkeit und das Selbstbewusstsein der Billets verschleiern die trotz allem vorhandenen Spielregeln in dieser Geselligkeit. Passend zum galanten Ton gibt es wenig Hinweise darauf, dass Ehepaare paarweise eingeladen wurden. Caroline von Humboldt befreundete sich selbst mit Rahel Levin Varn-

61 Brinckmann schreibt sich beispielsweise mit Sara Meyer Grotthus auf Deutsch, Französisch und Englisch.

62 Sara Levy an Gustav von Brinckmann, 10. 3. 1801, ungedruckt, BA L. In mehreren Billets der Zeit wurde scherzhaft auf eine Hochzeit zwischen Brinckmann und der – blinden – Schwester Sara Levys, Recha Itzig, angespielt, als wäre es eine Art ‚Scherz unter Eingeweihten‘ in der Salongesellschaft gewesen.

63 Henriette Mendelssohn an Gustav von Brinckmann, Anfang der 1790er-Jahre, ungedrucktes Billet, BA M. Schreibung im Original.

64 Rahel Levin Varnhagen und Hitzel Fließ Boye Sparre an Gustav von Brinckmann, 2. 8. 1797, SV 207. Dies ist einer der Briefe, aus denen im Druck die mehrfache Autorschaft, i. e. der Text von „der Fließ“, gekürzt wurde. [Vgl. VI]

hagen Mitte der 1790er-Jahre und besuchte sie auch allein. Für Gentz' Ehefrau Minna, geb. Gilly, eine verheiratete Bürgerliche, scheint es hingegen keineswegs selbstverständlich gewesen zu sein, einer Einladung zu einer Geselligkeit zu folgen, bei der auch Juden gebeten waren. Brinckmann gegenüber erklärte Gentz: „Ich bin erstlich zu einem Tee gebeten, den ein gewisser Moser der Levi=Arnsteinschen Familie gibt, und auf welchen ich (unter andern Ursachen) auch deshalb notwendig gehen muß, weil nur unter dieser Bedingung meine Frau sich entschließen will auch hinzugehen, welches der gedachte Moser sehr wünscht.“

Nachdem Gentz überlegt hatte, nachzukommen, verdeutlichte er nochmals im PS: „Alles oben Geschriebne gilt nichts, weil meine Frau mir eben erklärt, daß sie unter keiner andern Bedingung zu Moser und unter die Juden geht, als, wenn ich sie *daselbst einführe*“.⁶⁵

Die Kommentare der drei Männer über die verschiedenen Gastgeberinnen waren keineswegs einheitlich. Vielfach bestätigten sich die Männer in ihren Meinungen über die Frauen, es gab aber auch eindeutige Vorlieben und Abneigungen. Die Begeisterung für *Rahel Levin Varnhagen* teilten beispielsweise nur Brinckmann und Gentz. Während der Schwede ab 1792 als Habitué im Hause Levin gelten kann, begann der engere Umgang mit Gentz aus ungeklärtem Grund erst Jahre später, Ende 1801.⁶⁶ Um 1802 war Gentz aber ebenfalls regelmäßig zu Gast bei Rahel Levin Varnhagen und berichtete begeistert von den Wortgefechten:

Gestern abend hätten Sie bei der Levi sein sollen. Ich traf zufällig mit Burgsdorf zusammen, und wir waren alle drei vorzüglich gestimmt. Da erscheint Gualtiery, und erklärt und kommentiert uns alle unsre Worte, bringt mich zur Verzweiflung, reizt die andern beiden zum leichten Spott, und wird endlich so weit getrieben, daß er in einem Ungewitter von Wut davon läuft. Nachher wurde es dann noch ganz herrlich; die Kleine stellte sich zwischen unsre beiden heterogenen Naturen, und bildete, recht im eigentlichen Verstande, ein Ganzes, das heißt die Welt, daraus. NB: Sagen Sie Humboldt nichts hievon!⁶⁷

⁶⁵ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 15. 12. 1801, in: Wittichen 1910, S. 80. Hervorhebung im Original. Der genannte Moser ist ein Kollege eines Bruders von Gentz.

⁶⁶ Eine einzige Quelle ist mir bekannt, die gegen diese Datierung spricht, auf die aber in der Sekundärliteratur nicht eingegangen worden ist. 1794 schrieb Rahel Levin Varnhagen vergleichend über Humboldt und Gentz, von denen es heißt: „Ich hab ihn [Humboldt] noch nie so lang und hintereinander sprechen hören, und mit so viel Feuer und rechtem Griff, als Gentz.“ Im weiteren Verlauf des Briefwechsels stimmt ihr David Veit mehrfach darin zu. Das könnte darauf hindeuten, dass beide Gentz durchaus in den 1790er-Jahren bereits in Gesellschaft erlebt bzw. gehört haben. Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 27. 1. 1794, in: GW VII/1, S. 136.

⁶⁷ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 25. 1. 1802, in: Wittichen 1910, S. 86.

Gentz bescheinigte hier Rahel Levin Varnhagen das Talent, Gegensätze zu verbinden. Eben ihre manchmal wohl explosive Mischung der Gäste war es, die Humboldt irritierte. Er selbst erwähnte keine Besuche bei ihr, dabei kannte er sie von allen dreien am längsten. Bereits 1787 hatte er sie im Haus einer anderen jüdischen Familie getroffen und Henriette Herz berichtete: „Es ist ein amüsanter, kluges Mädchen. Was wir geredet haben, wird sie Ihnen wohl selbst morgen erzählen“.⁶⁸ Auf Humboldts distanzierendes Verhältnis zu Rahel Levin Varnhagen, insbesondere während und nach dem Wiener Kongress, ist mehrfach hingewiesen worden. Schon Ende der 1790er-Jahre war bei seinen Freunden, scherzhaft aber deutlich, von seinem „Haß“ auf sie die Rede.⁶⁹ Brinckmann und Gentz vereinbarten, einige Berichte und Anekdoten, vor allem aber die Details ihrer unglücklichen Liebesgeschichten, nicht Humboldt weiter zu erzählen: „Welche Nahrung für seinen Haß auf die Kleine“.⁷⁰ Wie in Kapitel III gezeigt wurde, tauschten Humboldt und Levin Varnhagen allerdings Meinungen und Kritiken aus, hauptsächlich aber über dritte Personen. In späteren Jahren war gelegentlich von gemeinsamen Spaziergängen die Rede, in periodischen Abständen beklagte sie aber, wenn auch ironisch, seine distanzierte Haltung: „Humboldt hasst mich jetzt wieder“.⁷¹

Mit Henriette Mendelssohn waren Brinckmann und Humboldt auch bereits in den 1790er-Jahren bekannt. 1797 bedankte sie sich bei Brinckmann für die Freundschaft, die er ihr „nun schon so lang unwandelbar erhalten“.⁷² Auch für sie war Brinckmann eine Quelle gegen Bücherdurst: „Fahren Sie fort lieber Freund, mir so ästhetische Nahrung zu schicken [...], ich möchte so gerne Göthes Diät nehmen“.⁷³ In den Billets diskutierten sie vor allem über die Charakterentwicklung gemeinsamer Freundinnen. Henriette Mendelssohns Urteil galt als ausgewogen und fundiert. Während einer kurzzeitigen Abkühlung im

68 1787 war Rahel Levin Varnhagen 16, und noch nicht selbst Gastgeberin von Geselligkeiten. Wilhelm von Humboldt an Henriette Herz, 1787, in: Landsberg 2000, S. 177.

69 Im Ehebriefwechsel fallen zu diesem Zeitpunkt, Anfang der 1790er-Jahre, noch keine Hinweise auf „Haß“ in dieser Beziehung.

70 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 25. 6. 1803, in: Wittichen 1910, S. 132.

71 Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 11. 1. 1813, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 110. Äußerungen von Humboldt bestätigen die gewachsene Abneigung. Ende der 1790er-Jahre schrieb er mehrfach von seiner „Überwindung“, zu ihr zu gehen und als Frau von Varnhagen schien sie ihm zeitweilig gänzlich unerträglich. Er zählte sie zu den „Fliegennaturen, die nicht nachlassen“. Wilhelm an Caroline von Humboldt, 26. 11. 1817, in: Sydow 1906–1918, Bd. VI, S. 59. Anders gestaltete sich in den späteren Jahren die Beziehung Rahel Levin Varnhagens zu Alexander von Humboldt, den auch mit Karl August Varnhagen eine innige Freundschaft verband.

72 Henriette Mendelssohn an Gustav von Brinckmann, 15. 5. 1797, ungedruckt, BA M.

73 Henriette Mendelssohn an Gustav von Brinckmann, undatiert, ungedruckt, BA M.

Verhältnis zwischen Brinckmann und Humboldt versuchte sie zu vermitteln und drückte dabei Verständnis für beider Persönlichkeiten aus.⁷⁴ Sie berichtete später den Berlinern aus Wien und dem Haus Arnstein, verkehrte mit Humboldt in Paris und ist während des Wiener Kongresses gelegentlich als Gast bei Gentz privaten Dinern in seinem Tagebuch verzeichnet. Wirklich lästerliche Äußerungen gegen diese Tochter Mendelssohns sind in den Briefen der drei Männer kaum zu finden.

Auch am Schicksal ihrer Schwester *Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel* nahmen die Männer ernsthaften Anteil. Ihre unglückliche Ehe wurde aufrichtig bedauert.⁷⁵ Ihr Leben und Schreiben beunruhigte die Briefschreiber aber weit weniger als das ihres Liebhabers. Über ihr Werk äußerten sie sich gar nicht, obwohl sie von der Autorschaft Dorotheas wussten. Die Trennung vom jüdischen Ehemann Veit kam eher erwartet als überraschend – nach ihrer eigenen Aussage fand die frisch Geschiedene bei ihren Bekannten, sogar bei Schleiermacher, „keinen Respekt für meine Gründe, mich *nicht* taufen und trauen zu lassen“.⁷⁶ Die Tatsache, dass sie sich nicht umgehend wiederverheiratete, weil sie nur so gemäß der Absprache mit ihrem Ehemann ihren Sohn bei sich behalten konnte, scheint als Argument nicht präsent(abel) gewesen zu sein. So viel Verständnis sie für ihre Scheidung fand, so wenig Respekt bekam sie für ihre Entscheidung, zwischen den Welten zu leben. Die spätere Ehe mit Friedrich Schlegel wurde als „monströs“ vermerkt, aber unter den drei Männern nicht weiter diskutiert.⁷⁷

74 Es ist nicht zu ermitteln, worum der einige Monate währende Streit ging, in dem sich Humboldt sehr abweisend benommen haben muss, da selbst Gentz ihn zur Rede stellte. Brinckmann wandte sich schließlich selbst an Humboldt, der ihn darüber aufklärte, er habe ihn nur sehr verändert gefunden und das „Französische Verseemachen“ würde ihn an Wesentlichem hindern. Danach setzt sich die Korrespondenz anscheinend unverändert fort.

75 „Sie wissen, dass sie in dem Zustand ist, in dem nichts schlimmer wird.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 9. 11. 1790, in: Leitzmann 1939, S. 12. Detaillierter geht Humboldt in seinen Briefen an seine Frau auf ihren Zustand ein.

76 Sie fragte daraufhin Schleiermacher und sich selbst: „Wie so das? verdient die Absicht, wenigstens noch mittelbar Einfluß auf die Erziehung meiner Kinder zu haben keine Achtung, so weis ich doch nicht wodurch ich sie sonst bey Ihnen erhalten könnte, besonders da ich ein solches Glück mir versage blos dieser Absicht zu gefallen. Ich habe es Veit versprochen, mich nicht zu verheyrathen, so lange ich Philipp behalte, oder vielmehr ich behalte ihn nur solange bis ich mein Versprechen zurück nehme.“ Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 11. 4. 1800, in: KFSa, Bd. 25, S. 92. Hervorhebung H. L. L.

77 „Von der monströsen Heirat meldet man nichts und es soll mich wundern, wie es mit dieser Auswanderung ein Ende nehmen wird.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 15. 1. 1803, in: Leitzmann 1939, S. 146. Anders verhielt es sich bei Brinckmanns Korrespondenzen mit Frauen, in denen die Scheidung und neue Ehe zwar meist ironisch behandelt, aber nachhaltig zum Thema wurde.

Über *Henriette Herz*, obgleich regelmäßig von allen dreien besucht, wurde wenig debattiert. Humboldt distanzierte sich mit seiner Kritik an ihr zugleich von dem Anspruch des ehemals heiß beworbenen Tugendbundes: „[...] dass Sie nicht denken, ich habe die Herzsich und die Veitische Sucht zu wirken und zu bessern, was nur irgend neben mir athmet.“ Er ging sogar soweit, dass er sich verbat, dass Brinckmann seine Frau Lina nenne: „Mir ist das Vornamen Nennen bis in den Tod verhaßt. Es ist so Herzsich“.78 Zwei Jahre zuvor hatte er dem entsprechenden Paragraphen der Tugendbund-Satzung begeistert zugestimmt.

Während *Henriette Herz*, dieser Kommentare ungeachtet, in den meisten Biografien Humboldts als prägend für seine Jugendzeit und sein Bild von gelehrten Jüdinnen betrachtet wird, wurde die Frage, welchen Einfluss *Fanny von Arnstein* auf seine Anschauungen hatte, bisher wenig untersucht. Humboldt verkehrte 1797 erstmals im Haus Arnstein in Wien, las dort einen Brief Brinckmanns vor und berichtete diesem über die Frauen des Hauses:

Das Arnsteinersche Haus ist sehr angenehm. Sie ist eine feine, wenn Sie wollen geistreiche Frau, wie man dieß Wort nehmlich in der Itzigschen Familie nimmt. [...] Ich habe neulich in ziemlich großer Gesellschaft dort einen Brief von Ihnen, die Fliegenwasser-TheeGeschichte betreffend, vorlesen müssen. [...] Übrigens ist aber das Arnsteinersche Haus wirklich uns sehr lieb gewesen, sie haben uns mit Höflichkeiten überhäuft und ich kann nicht läugnen, daß die Fanny mich in sehr hohem Grade für sich gewonnen hat.79

Humboldt verkehrte bei *Fanny Arnstein* wieder 1811 und mit der ganzen preußischen Delegation auf dem Wiener Kongreß 1814/15, als das Haus Arnstein Sammelplatz für preußische Patrioten wurde. Es ist anzunehmen, dass der Patriotismus der Hausherrin, die der Geheimdienst als „scandaleusement prussienne“ einstufte, ihm gefallen hat.80

2.2 Wiederzuentdeckende Salons?

Neben den bekannteren Salons hinaus besuchten die drei Freunde noch mindestens drei weitere Teetische jüdischer Frauen, die bisher in der Forschung

78 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 3. 9. 1790 und 11. 10. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 8 bzw. 35.

79 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 25. 9. 1797, in: Leitzmann 1939, S. 104. Die Fliegenwassergeschichte lässt sich leider nicht rekonstruieren.

80 Zit. nach: Spiel 1992, S. 433. Spiel sieht Humboldt als die treibende Kraft hinter dem Engagement Hardenbergs auf dem Wiener Kongress und nennt ihn durchweg Schüler von Markus Herz und Freund Henriettes. Ebd., S. 439.

kaum berücksichtigt wurden. Der entsprechende Befund aus dem Jahr 1794/95 bestätigt sich in der Langzeitanalyse: Mehrfach genannt im Zusammenhang mit Besuchen werden „die Fließin“, „die Fränkel“, gelegentlich auch „Jeanette“ (Ephraim Stieglitz).

Insbesondere erstere, *Hitzel Fließ Boye Sparre*, „Fließin“ oder auch freundschaftlich „unsere Doktorn“ genannt, scheint für Freunde ein offenes Haus geführt zu haben, in dem man unangemeldet erscheinen konnte. Ebenso wie man sich im Ton der Zeit „verherzte“ oder „vertegelte“, konnte man sich anscheinend auch unkompliziert und ohne vorherige Anmeldung „verdoctern“:⁸¹ Humboldt, Gentz und Brinckmann luden sich bei ihr zum Tee ein, gemeinsame Ausflüge und Abende im Tiergarten werden erwähnt. Nicht nur weil sie ihren Lebensabend außerhalb des deutschen Forschungsbereiches verbrachte, ist von dieser Salonfrau und ihren Reminiszenzen an Berlin fast nichts bekannt.⁸² Paradoxerweise ist ein Grund dafür, dass die Fließ wenig berücksichtigt wird, darin zu sehen, dass sie eine Karriere durchlief, die für Salonfrauen als typisch gilt: Hitzel Fließ Boye Sparre heiratete dreimal und taucht in den Quellen und der Sekundärliteratur unter vier verschiedenen Namen auf, die nicht immer zusammengedacht werden. Dafür symbolisch werden ihre nachgelassenen Briefe unter verschiedenen Namen verwahrt.⁸³ Die Biografie „der Fließ“ wurde ungerechtfertigter Weise von der Forschung bisher vernachlässigt. In den nachgelassenen Quellen der Salongesellschaft ist sie viel präsenter als ihre Schwester, die heute bekanntere Salonière Philippine Cohen. Die Ehe-Karriere „der Sparre“ – materiell gesprochen gewann sie jedes Mal an Ranghöhe und finanziellen Mitteln – wurde von der Salongesellschaft eher beiläufig und durchweg wohlwollend zur Kenntnis genommen. Die brieflichen Kommentare zu dieser Frau können als Hinweis dafür dienen, dass Konversion

81 „Ich denke heute Abend mich zu *verherzen*; Sie? Br“. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 9. 7. 1801, ungedruckt, SV 38. „Vertegelung“: Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 12. 5. 1790, in: Leitzmann 1939, S. I; „Ich habe Lust, nach der Taufe zur Herzogin von Oels zu fahren, oder verdoctern wir uns in der Zwischenzeit bis zum Diner?“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 29. 12. 1801, in: Leitzmann 1939, S. 129.

82 Eine einzige Charakteristik als gebildeter, nicht hübscher, aber sehr anregender Dame der Gesellschaft ist von Karl August Varnhagen überliefert, der sie als Madame Boye kennenlernte, als sie kein offenes Haus in Berlin mehr führte, allerdings im Hause ihrer Familie in Berlin Mittelpunkt größerer Gesellschaft war. Vgl. Karl August Varnhagen, *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*, in: ders. 1987–1995, Bd. 1, passim, besonders S. 242–247 und 250–254.

83 In der Sammlung Varnhagen beispielsweise sind ihre Briefe in Kisten einer Frau Boye und einer Frau Sparre zu finden, ohne Querverweise. In Registern zu zeitgenössischen Briefwechseln taucht sie unter allen Namen auf.

und Verbesserung durch Verheiratung ihrer jüdischen Gastgeberinnen von den nichtjüdischen Gästen durchaus erwartet wurde. Brinckmann beschwerte sich 1799 aus Paris nur scherzhaft, dass sie „ohne mein Zutun“ getauft sei. Als die Freunde nach ihrer Rückkehr sie wiedersehen wollten, nannte Humboldt an Brinckmann den Anlass in einem Billet „gemeinschaftlich die Taufe der Doctorn zu prüfen“. Er fuhr fort im typisch lakonischen Tonfall der Freunde: „Aber vor $\frac{3}{4}$ auf 11 Uhr kriegt mich niemand aus dem Hause, und wäre es auch um alle Judenkinder und Frauen auf einmal zu wässern“.⁸⁴ 20 Jahre später sollte es eher ein Zuviel an Christlichkeit bei ihr sein, das die Männer monierten.⁸⁵

Innerhalb der jüdischen Gemeinschaft scheint die ehemalige Frau Fließ mit ihrer Konversion auf weniger Verständnis gestoßen zu sein. Brinckmann deutete einen Konflikt an, den er nicht ernst nahm, wenn er schrieb:

Die ächten Diener des alten Gesetzes sehen diese Heirath wohl als einen förmlichen *Tod* an, denn Fränkel, der einen Brief an sie von mir bekam, mit der schon überlebten Adresse, schickte mir ich ihn gleich nach Paris zurück, mit dem bedeuten: *Die Dr. Fließ sei nicht mehr!* Es war doch schier natürlicher, das Eigenthum der Verstorbenen an ihre Erben zu übergeben.⁸⁶

Ihre verschiedenen Eheschließungen wurden wenig kommentiert, die Ehemänner wenig erwähnt. Rahel Levin Varnhagen erwog die Vorzüge der jeweiligen Gatten kurz in Briefen an andere, so galt Boye als hübsch und gesellig, bei Sparre hieß es, sie „verbessert sich wenigstens pecuniar sehr“.⁸⁷ Auch in punkto Geselligkeit stieg sie auf. In Stralsund präsierte sie Feste bis zu „100 Gedecken“, wie sie ihren Freunden berichtete.⁸⁸ Trotz oder wegen ihrer bekannten zahlreichen Liebschaften scheinen die Männer sie besonders geschätzt zu haben. Es gibt, anders als über andere Salonfrauen, keine Äußerung des Übelnehmens oder -wollens. Sie verkehrte bei Humboldt in Paris und mit Brinckmann in Stralsund und später, in beider letzten Lebensjahrzehnt, mit ihm in Schweden. Beide schrieben nach Berlin, wie oft sie an die alten

84 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 29. 12. 1801, in: Leitzmann 1939, S. 129.

85 Gustav von Brinckmann schrieb 1819, er sähe sie nicht mehr oft, denn sie „scheint es mit der *Christlichkeit* ganz ernst zu meinen“. Hier fielen erstmals kritische Äußerungen: „[...] unvermögend, sich mit irgend etwas Höherem eigentlich zu *verschmelzen*, *häkelt* sie sich doch gern an alles an.“ Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 10. 3. 1819, ungedruckt, SV 38.

86 Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 26. 4. 1799, ungedruckt, SV 38.

87 Rahel Levin Varnhagen an. Karl Graf Finck von Finckenstein bzw. an Alexander Graf zu Lippe, 8. 1. 1799 und 10. 10. 1811, in: GW VIII/1, S. 94 und GW IX, S. 130.

88 Hitzel Fließ Boye Sparre an Rahel Levin Varnhagen, 2. 1. 1800, ungedruckt, SV 237.

Zeiten dachten und sich die Freunde dazu imaginierten. Als echtes ‚Souvenir‘ dieser alten Zeiten diente ihnen eine Teemaschine, ein Erbstück der Familie Humboldt, das Wilhelm von Humboldt an „die Fließ“ verschenkt hatte. Humboldt, der sich 1819 sehr freute, von ihr und seiner Teemaschine zu hören, fasste seinen Eindruck von ihr rückblickend zusammen: „Es ist so menschlich, drei Männer zu heirathen ohne einen einzigen sterben zu lassen“.⁸⁹

Ludwig Robert, Bruder Rahel Levin Varnhagens, der nach eigener Aussage ein „tendre“ für sie empfand, widmete ihr eins seiner Akrostichen:⁹⁰

Ja, lachet nur, ich bin mit Recht so stolz verwogen
 Ich bin der Blume gleich, aus der viel Bienen sogem;
 That mehr als sie, ich bin den Bienen nachgeflogen,
 Zerrissen hab' ich so das Band der Synagogen
 Erwählte mir den Mann, der mich, den ich betrogen.-
 Leicht schwimm ich nach Paris nun auf der Mode Wogen.⁹¹

„Bei Fränkels“ ist eine weitere Adresse, bei der die Männer Anfang der 1790er-Jahre mehrfach verkehrt haben. 1792 bestellte Humboldt beispielsweise bei Brinckmann „die Bonbons mit rothen Aufschriften, wovon wir oft bei Fränkels aßen“.⁹² Besonders Humboldt scheint eine besonders enge Bindung zur Dame des Hauses, *Sophie Meyer Fränkel*,⁹³ gehabt zu haben, der er noch aus seinen ersten Ehemonaten versicherte, dass er die gemeinsamen Spaziergänge und „Zusammenkünfte“ vermisste, ihren Teetisch nicht vergesse. In ihr sah er „alle weibliche Sanftheit, alle mitfühlende Güte“.⁹⁴ Im darauffolgenden Jahr

⁸⁹ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 11. 6. 1818, in: Leitzmann 1939, S. 174.

⁹⁰ Ludwig Robert schrieb auf viele Mitglieder der Salongesellschaft Akrostichen, i. e. Gedichte, deren einzelne Zeilen mit Buchstaben beginnen, die von oben nach unten gelesen den Vornamen der bedichteten Person ergeben.

⁹¹ Ludwig Robert, undatiertes Gedicht, SV 237. Die Anfangsbuchstaben der Zeilen ergeben JITZEL (für Hitzel). Wegen des Hinweises auf Paris muss das Gedicht um 1801 entstanden sein. Hervorhebung H. L. L.

⁹² Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7. 12. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 47.

⁹³ Sophie Fränkel, geb. Freude Meyer aus Strelitz (1767–1857), verheiratet seit 1787 mit Jechiel (Michael Joseph) Fränkel (1746–1813), von dem sie 1796 geschieden wurde. Später heiratete sie den Kaufmann Pobe(ch)heim. Der Vater Sophie Meyers Fränkels war Nathan Meyer, ein Freund Moses Mendelssohns. Angaben nach Jacobson 1968, S. 305, Lebensdaten nach ERLV III, S. 1524. Weiterführende biografische Literatur zu ihr gibt es nicht. Eine interessante, wenn auch sehr subjektive Quelle ist ein Rückblick Brinckmanns auf die Bekanntschaft 1790. Während er sie zum Ertragen ihrer ehelichen Situation ermuntert habe, hätten Humboldt und Gentz ihr so zugesetzt, dass bald nur noch „schöne Ruinen“ von ihr dagewesen wären. Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 3. 3. 1800, ungedruckt, GSA 5/26,3.

⁹⁴ Vier Briefe von „Humboldt an frau Fränkel“ im Anhang bei: Leitzmann 1939, S. 238–242, hier [August 1790 oder Juli 1791], S. 239.

schenkte er ihr sein Relief – allerdings, wie er Gustav von Brinckmann versicherte, nicht ohne doppelten Hintersinn: „Das letztere [das Relief] geben Sie IHM, sie wird wohl verstehen, daß es ihr ist. Indeß geschieht es auch nicht eigentlich ihres holden Geruchs wegen, sondern nur *par contrecoup* alle übrigen Juden, vorzüglich aber Herzens zu ärgern“.⁹⁵ Ob es Humboldt wirklich darum ging, die ehemals verehrte Henriette Herz zu ärgern oder aber darum, die Distanz zu früheren Gefühlen zu betonen, ist nicht mehr zu entscheiden. Brinckmann hingegen fand Humboldts Umgang mit der Fränkel zu leichtfertig und sollte rückblickend bedauern, dass „ein pr. meiner sehr geistreichen Freunde“ – gemeint waren Humboldt und Gentz – Sophie Meyer Fränkel unmögliche Optionen vorgespiegelt hätten, „sie so rücksichtslos aus ihrer ganzen sittlichen und bürgerlichen Lage emporgerissen – daß es nicht ohne revolutionäre Katastrophe abgehen konnte“, i. e. ihre Ehe in Scheidung endete.⁹⁶ Interessant an dieser Formulierung ist nicht nur, dass Gustav von Brinckmann anderen Quellen zufolge, durchaus an der „Entbildung“ der Fränkel beteiligt war [s. u.]. Vor allem ist dies einer der ganz wenigen Momente in der Salongesellschaft, in der ein Beteiligter sich über den Einfluss „geistreicher“ Nichtjuden auf die Ehesituation der jüdischen Frauen äußert, noch dazu versteckt selbstkritisch. In den meisten Briefen wurde der Umstand, dass die jüdischen Gastgeberinnen ehelich gebunden waren, als irrelevante Größe höchstens verlästert. Um 1800 gehörte „die Fränkel“, dort verheiratete Pobeheim, allerdings wieder zu Humboldts Umgang in Paris, war eine der Frauen, die Brinckmann in seinen Gedichten 1804 verewigte und eine der wenigen Personen, über die auch Gentz Nachrichten aus Paris erbat.

Ein dritter Name, der bisher in der Salonforschung nur am Rande erwähnt wurde, in der Korrespondenz der drei Männer aber häufig genannt wird, ist der von *Jeannette Ephraim Stieglitz*.⁹⁷ Der Befund aus Kapitel III von „Jeanette“ oder der „Stieglitz“ als wiederzuentdeckender Salonfrau wird hier bestätigt. Sie war den Briefen zufolge zu Beginn der 1790er-Jahre häufiger Gast in verschiedenen Salons und befreundet mit allen drei Männern. Die Analyse der Briefwechsel Gustav von Brinckmanns mit mehreren jüdischen Freundinnen gibt eine erste Antwort auf Fragen, die die Chronistin der Familie Stieglitz 2001 als noch ungelöst formulierte: „Mit welchen Verwandten Jeannette Kontakte vor und während ihrer Ehe gepflegt hatte oder aufrechterhalten konnte [...]“.

⁹⁵ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 23. 10. 1792, in: Leitzmann 1939, 3S. 8.

⁹⁶ Gustav von Brinckmann an Luise von Voss, 3. 3. 1800, ungedruckt, GSA 5/26,3.

⁹⁷ In der umfassenden Salon-Monografie von Wilhelmy wird sie nicht erwähnt. Hertz verzeichnet sie und ihren Mann als „Steiglitz“ und von ihr keine Konversion. Hertz 1991, S. 330.

Besonders interessant wäre zu wissen, welcher Art der Kontakt zu ihren Cousinen Sara und Marianne Meyer war⁹⁸. Mit ihren Schwestern war sie Gast im Haus Herz, befreundet mit Rahel Levin Varnhagen und mindestens gut bekannt im Haus Mendelssohn. Mit den Cousins Meyer stand sie in freundlicher Verbindung.⁹⁹ Auch nach ihrer Vermählung 1792 und ihrem Wegzug nach Hannover war das Schicksal Jeannette Ephraim Stieglitz' und ihre angebliche „Verwandlung“ zur Häuslichkeit immer wieder Thema in den Briefen der Berliner Salongesellschaft. Sie blieb mit einigen Mitgliedern, wie Gustav von Brinckmann, eng befreundet.

3 „Scherzende Verhöhnung“? – wie man(n) über Juden spricht

Über diesen ernsthafteren Dingen
werden Sie hoffentlich die scherzhaften nicht vergessen
und die Beschnittenen werden noch immer
einen großen Theil ihrer Sorgfalt fordern.
Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann¹⁰⁰

Wenn man die beiden Briefwechsel, die Brinckmann mit Gentz und Humboldt führte, vergleicht, fällt sofort auf, dass ein Thema Wilhelm von Humboldts bei Gentz zunächst fast völlig ausgespart bleibt: „die Juden“. Während Humboldt seit 1790 in jedem der überlieferten Briefe an Brinckmann über seine jüdischen Freunde und Bekannten sprach, nach ihnen fragte oder aber über die Juden des Ortes, an dem er sich gerade aufhielt, referierte, enthalten Gentz' Briefe bis 1800 keine Hinweise auf seinen nachgewiesenen Umgang in jüdischen Häusern. Die zeitgleichen oder sogar gemeinsamen Besuche in den jüdischen offenen Häusern wurden offensichtlich verschieden wahrgenommen oder unterschiedlich bewertet.

Auch unabhängig davon, in welchem Fokus man sich den Briefen Humboldts an Gustav von Brinckmann nähert, fällt die Faszination, die der Schreiber für Juden und „das Jüdische“ in ihnen ausdrückt, ins Auge. Unter den

⁹⁸ Stieglitz 2001, S. 464 f.

⁹⁹ Vgl. zu einem Besuch bei Herz: Gustav von Brinckmanns an Rahel Levin Varnhagen vom 28. 6. 1794, ungedruckt, SV 38. Henriette Mendelssohn diskutierte mehrfach mit Gustav von Brinckmann über die Freundin so wie Levin Varnhagen mit Veit über das Ehepaar. Vgl. BA M. In der Sammlung Varnhagen ist ein sehr herzlicher Geburtstagsbrief von Jeannette Ephraim Stieglitz an ihre Cousine Sara Meyer Grotthus aus dem Jahr 1789 überliefert, SV 239.

¹⁰⁰ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 140. Das Zitat in der Überschrift ist eine Formulierung von Scurla 1976, S. 78.

längeren Briefen in dieser Sammlung ist keiner, der nicht jüdische Freunde oder Juden im Allgemeinen thematisiert. Aber auch die kürzeren Billets enthalten fast durchweg inhaltliche Anspielungen oder Wortspiele zum jüdischen Umfeld. Die jüdische Identität genannter Bekannter wurde ironisiert, verlästert oder für ein Wortspiel genutzt, immer aber explizit betont.

Die Auseinandersetzung mit seinem jüdischen Umfeld findet auf zwei Ebenen statt. Zum einen waren „die Juden“ ein Fixpunkt in der Korrespondenz der beiden Freunde. Humboldt forderte während seiner Abwesenheit die Berichterstattung darüber sogar ein: „Ja in jedem Brief, lieber Freund, drei stehende Artikel, 1., die Schlegels, 2., die Juden und 3., unser Freund, der Graf“.¹⁰¹ Zu anderen wurden auch in oder zwischen anderen Themen Anspielungen auf jüdische Zusammenhänge oder Wortspiele aus dem Begriffsfeld eingeflochten. Der Briefwechsel zwischen Humboldt und Brinckmann eignet sich daher paradigmatisch für eine Analyse, mit welchen sprachlichen Mitteln man sich zum jüdischen Umfeld ins Verhältnis setzte bzw. davon distanzierte. Die Schreiber müssen sich unter anderem messen lassen an der auch für diese Zeit festgestellten „Sprache der Judenfeindschaft“.¹⁰²

3.1 Zwei verschiedene Gruppen

Humboldts politisches Engagement lässt sich in dieser Zeit mit der Redewendung „Tue Gutes und rede darüber“ beschreiben. Er half und engagierte sich häufig für jüdische Bekannte – immer aber für „den Juden ...“. Er lobte David Veit als klugen Denker, sprach aber immer nur von ihm als „der Jude“. Wenn Juden im Briefwechsel auftauchten, fügte er einen Kommentar hinzu, der die Ubiquität von Juden andeuten sollte: „Abrahamson hier (Juden seh'n Sie müssen überall dabei sein)“ oder „Geben Sie der Veit die Inlage; daß man die Juden nie loswird“!¹⁰³

In den früheren Briefen von Friedrich von Gentz wurde die jüdische Herkunft seiner Freunde und Bekannten hingegen nicht immer sofort mitgedacht.

¹⁰¹ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 2. 10. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 136. „Graf“ steht für Gentz und ist eine Anspielung auf dessen Versuche, einen Adelstitel zu bekommen. Oft mokierten sich die beiden geborenen Aristokraten in ihrem Briefwechsel über die „Adelssucht“ ihres Freundes.

¹⁰² Vgl. die hervorragende Analyse von Noline Hartzitz: *Die Sprache der Judenfeindschaft*, in: Julius H Schoeps / Joachim Schloer (Hrsg.): *Antisemitismus. Vorurteile und Mythen*, München 1995, S. 19–40.

¹⁰³ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, März 1796 bzw. 25. 9. 1797, in: Leitzmann 1939, S. 83 und 106.

Bei einigen Personen spielte sie während der gesamten Freundschaft keine Rolle. Angelegentlich einer Verärgerung, eines Streits oder auch angeregt durch politische und satirische Lektüre zur „Judenfrage“ verfiel der kritische Publizist aber wieder in antijüdische Stereotypen [s. u.].

Zugleich markierte „jüdisch“ für Gentz Handlungsweisen, die auch von Nichtjuden übernommen werden konnten. Freund Brinckmann wurde jüdischen Tuns im doppelten Sinne geziehen, wenn er Gentz nach dessen Einschätzung Bücher zu teuer verkaufte.¹⁰⁴ In ihrem Briefwechsel waren sowohl finanzielles Geschick als auch „Bücherdurst“ jüdisch konnotiert.¹⁰⁵ Auch Humboldt nannte es „jüdisch handeln“, wenn man bei einem Geschäft viel rausschlug.¹⁰⁶

Ebenso wurden gewisse literarische Vorlieben oder Praktiken als „jüdisch“ bezeichnet, die aber für nichtjüdische Autoren galten: „Nächst unmittelbaren Juden, gibt es nichts Schrecklicheres, als diese *mittelbaren*, die Tyrannen der Literatur“.¹⁰⁷ Gemeint war Friedrich Schlegel. Golo Mann deutet dies Zitat in dem Sinne, „dass Gentz sowohl die rasche Blüte sowohl wie die Volksferne der deutschen Literatur mit der Emanzipation der Juden in Zusammenhang brachte“.¹⁰⁸ Das Zitat aber kann auch dahingehend interpretiert werden, dass Gentz „Jude“ hier als Schimpfwort benutzte, für einen Schriftsteller, dessen Werke ihn oft verärgerten.

Da im gesamten Briefwechsel Spötteleien mit politischen oder Religionsmetaphern üblich waren, finden sich auch Formulierungen wie „beim Gott der Juden und der Christen“ häufiger. Humboldt ließ sich ankündigen mit „Melden Sie die Ankunft des Antichristen“ oder entschuldigte sein Fernbleiben mit den Worten: „So gern ich, lieber Freund, als ein guter Christ mich noch von den

104 In einem umfassenden Tausch wehrte sich Gentz gegen die Einschätzungen des Bücherwertes verschiedener Werke und nennt Brinckmanns Wertungen: 1) *unerhört* [...], 2) *Rasend* [...] 3) *mehr als jüdisch* [...]“. Hervorhebungen im Original. Wobei anzumerken ist, dass auf beiden Seiten fortwährend mit Vergnügen und Geschick um Bücher gefeilscht wurde. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, undatiert [Dezember 1793], in: Wittichen 1910, S. 44.

105 Über einen Mann, der bei ihm nach Büchern fragte: „Einen solchen Durst nach Büchern, [...] habe ich auch noch nicht erlebt. Oder ist der Mensch vielleicht ein verlarvter *Jude*, der mit Büchern handelt, und durch einen Kunstgriff die Bücher ganz umsonst – *Sie* wollen sie doch nur halb umsonst – zu erhalten sucht?“ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 30. 9. 1797, in: Wittichen 1910, S. 60.

106 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 9. 11. 1792, in: Leitzmann 1939, S. 40.

107 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 21. 7. 1801, in: Wittichen 1910, S. 76.

108 Mann 1995, S. 92. Belege sind dafür in der Biografie leider nicht angeführt. Mann übernimmt die Sicht Gentz', wenn er „die Juden“ undifferenziert als „eigentliche Meister des literarischen Betriebes“ charakterisiert. Ebd.

Juden geduldig kreuzigen lassen möchte, so muß ich doch bitten, daß der Kelch Mittwoch an mir vorübergehe. Entschuldigen Sie mich so gut Sie können bey [der] Levy, aber es ist mir unmöglich“.¹⁰⁹ Dazu muss einerseits erwähnt werden, dass auch die jüdischen Gastgeberinnen gegenüber den Männern in diesen Tonfall mit einstimmen, beispielsweise Henriette Herz mit ihrem scherzhaften Tadel dafür, ihr nur „mit Christlicher Liebe die Hand zu küssen“.¹¹⁰ So en passant diese Billets aber formuliert sein mögen, so muss doch andererseits festgestellt werden, dass diejenigen Humboldts mit dem Gottesmordvorwurf eines der ältesten und meistgebrauchten antijüdischen Klischees enthielten.¹¹¹

Es fällt auf, dass die Männer in ihren Berichten über Geselligkeiten diese in zwei Gruppen teilten.: Man ging mit Juden und Christen um – aber es blieben eben Juden und Christen: „Für Sonntag Mittag, oder Abend arrangiren Sie doch eine vernünftige wo möglich Christen- wenn nicht anders Judenparthie.“ Auch auf dem Schreibtisch wurde getrennt: „Ich habe heute noch soviel an Juden- und mitunter auch an Christen zu schreiben, daß ich Sie schon bitten muß, Sich heute mit diesen Zeilen zu begnügen“.¹¹² Vor allem Gentz war es, der eine Hierarchie in den Gruppen betonte: „Sie lassen ja Ihre Sonne scheinen über so manchen Hund und Juden; sie werden ja einen Christen, Prediger und Gelehrten nicht verfolgen“.¹¹³ Humboldt kaschierte seine Neugier: er wollte zwar alles von den Juden wissen, machte Brinckmann aber deutlich, dass sie in die Rubrik Vermischtes oder Unterhaltung gehören.

Alle drei Männer warfen sich zu verschiedenen Gelegenheiten gegenseitig vor, zuviel mit Juden zu verkehren bzw. lästerten über den jeweiligen Dritten, dass er ‚vor lauter Judenkontakt‘ nicht mehr zu erreichen sei. Diese Vorwürfe häuften sich in der zweiten Phase der Dreiecksfreundschaft 1801/02, in der zugleich die Besuche in adligen Häusern zunahmen. In dieser Zeit thematisierte auch Gentz zunehmend „die Juden“/„das Jüdische“. Gustav von Brinckmann verkehrte mehr und länger bei jüdischen Familien als andere und wurde mit diesem Umgang besonders aufgezogen. Schon 1792 schien es Gentz

109 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 9. 7. 1792 und 31. 8. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 17 und 134.

110 Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 3. 5. 1793, ungedruckt, BA H.

111 Das Argument wurde stereotyp durch die Jahrhunderte wiederholt und kann als Grundlage aller späteren Anfeindungen betrachtet werden. Vgl. Julius H. Schoeps, Die Flucht in den Haß. Vom Antijudaismus zum Antisemitismus, in: ders. 2002, S. 151.

112 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 20. 7. 1790 und 20. 1. 1797, in: Leitzmann 1939, S. 18 und 95.

113 Empfehlungsschreiben Friedrich von Gentz' für einen Konsistorialrat Brüggemann an Gustav von Brinckmann, 30. 8. 1797, in: Wittichen 1910, S. 53.

ein „Rätsel“, dass „Brinckmann immer noch an den 5000 klebt, da er doch nun endlich mit Sonnenklarheit eingesehen haben muß, daß ein langweiliger Jude, was man auch sagen mag, tausendmal schrecklicher ist, als ein langweiliger Christ“ .¹¹⁴ Und als Brinckmann 1801 aus Hamburg wiederkehrte, mahnte ihn Gentz scherzhaft:

Lassen Sie fürs erste – die verfluchten Juden aus dem Spiel; die Gelehrten fürchte ich nicht; denn sie sind so nüchtern, daß Ihnen der Appetit nach diesen Rackern noch vergehen wird. Will aber das Schicksal, daß Sie sich in irgendeine Jüdin verlieben – dann freilich bin ich verloren. [...] Leben Sie wohl, und verderben Sie nur nicht durch die ersten Schritte, die ganze Laufbahn unseres künftigen Lebens. Die Warnung der kleinen Levy tönt schrecklich in meinen Ohren: ich setze ihr die meinige entgegen: Fuge, o fuge Judaeos!¹¹⁵

Dieser Kommentar fiel in die Zeit, als Fanny von Arnstein in der Stadt war. Brinckmann verkehrte viel mit ihr und vor allem mit ihrer Tochter Henriette, mit der er anschließend einen jahrelangen Briefwechsel führte.¹¹⁶ Da die erste Warnung anscheinend nicht fruchtete – Gustav von Brinckmann ließ sich von seinen Besuchen nicht abbringen –, schwenkte Gentz ein, nicht ohne aber nochmals nachzusetzen: „Erfahre ich aber je, daß Sie in Ihre alten Verirrungen zurücksinken, mich schlechter Gesellschaft aufopfern, und an Juden und Judengenossen verschwenden, was ich ganz anders zu schätzen wissen würde, dann ereilt Sie meine Rache gewiß“ .¹¹⁷

Humboldt hingegen spielt in demselben Winter auf die häufigen Besuche Brinckmanns bei jüdischen Freundinnen in dem für ihn typischen erotisierten Tonfall an: „[...] ich hörte zwar wohl von Ihnen, aber nur immer in gewissen Häusern; [...] Endlich beschloss ich eine gewisse Operation mit mir vornehmen zu lassen, um Ihnen gefälliger zu sein, und bereitete mich jetzt eben dazu vor. Wollen Sie mich aber noch christlich wieder aufnehmen, so komme ich heute oder morgen“ .¹¹⁸

Humboldt war allerdings auch der einzige, der die gesellschaftliche Situation der Juden thematisierte. Er nahm lebhaftes Interesse an der politischen

¹¹⁴ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 15. 7. 1792, in: Wittichen 1910, S. 18 f.

¹¹⁵ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 18. 6. 1801, in: Wittichen 1910, S. 72.

¹¹⁶ Brinckmann wurde viel damit aufgezo-gen, dass er in die „Zauberjette“ verliebt sei. Ihre Hochzeit im Jahr darauf machte ihn, wie er mehreren Freundinnen gegenüber klagte, regelrecht krank. Wie ernst seine Absichten waren, lässt sich nicht mehr ermitteln.

¹¹⁷ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 3. 7. 1801, in: Wittichen 1910, S. 74. Hervorhebungen im Original.

¹¹⁸ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 13. 2. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 130.

Lage der Juden in den Ländern, die er bereiste. Mal hieß es in ironischem Kontext: „In Stralsund und Greifswalde ist schlechte Polizei. Trotz des Verbotes sollen doch einige heimliche Juden hier sein.“ Mal schrieb er ernsthafter aus Rom: „Hier ergeht es ihnen übel. Sie wohnen, wie in Frankfurt, in Einer Straße, und zu größerer Zierde läßt man sie einen gewissen rothen Lappen tragen, von dem sie gar nicht enchantiert sind“.¹¹⁹

Als distanzierter Beobachter bemerkte er auch, wie sich der gesellschaftliche Ton den Juden gegenüber veränderte. Bereits 1804 berichtet er Gustav von Brinckmann: „Die Leuchsenring ist auch zu dem ci-devant Ton zurückgekehrt. Denn neulich hat sie ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, wo die arme Adelaide Ephraim ihr ein unschuldiges Geschenk machen wollte, ihr einen Louisd'or vor die Füße geworfen und gesagt: croyez-vous Mlle. de Bielfeld puisse accepter quelquechos des mains d'une juive“?¹²⁰

Selten, aber deutlich wurden Nützlichkeitsabwägungen ausgesprochen. Gentz freute sich beispielsweise am Netzwerkcharakter des Hauses Arnstein, den er als Dienstleistung begriff, und auch Humboldt wollte sich mit gewissen Leuten nur abgeben, solange er Nutzen daraus ziehen könne, so „daß ich in eben dem grade, in dem sich Salmon ausbreitete, ich mich zusammenziehe, und daß ich es noch mehr thun werde, wenn ich erst nicht mehr überzeugt seyn werde, daß man auch in diplomatischer Hinsicht durch diese Gesellschaft nichts gewinnt“.¹²¹

An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass auch die jüdischen Salonteilnehmer den weltlichen Nutzen ihrer Gäste untereinander gelegentlich thematisierten. So ermunterte David Veit seine Freundin Rahel Levin Varnhagen, Herrn von Brinckmann, den sie als „lauffertigen“ Weltmann kritisierte, eben als solchen auszunutzen. Jahre später beratschlagte sie mit Pauline Wiesel, wieviel Geld diese von Gentz für ein Rendezvous verlangen könne.¹²²

119 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, August 1796 und 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 85 und 140.

120 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 18. 8. 1804, in: Leitzmann 1939, S. 169. Diese Wandlung ist insofern bemerkenswert, als der Gatte der Leuchsenring in den 1790er-Jahren dafür bekannt gewesen war, primär mit Juden zu verkehren. Vgl. Landsberg 2000, S. 40.

121 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 140 f.; Gemeint ist der Kunstsammler Jakob Salomon Bartholdy.

122 Rahel Levin Varnhagen an David Veit, 13. 12. 1793, in: GW VII/I, S. 71f.; Und an Pauline Wiesel: „Er hat das Geld welches uns fehlt; er wirfft damit: laß' er ein wenig davon nach Ihnen werffen [...]“ 4. 6. 1817, in: ERLV I, S. 196. Schreibung im Original.

3.2 Satire und Parodie

Eine Textgattung, in der die Juden innerhalb des Briefwechsels eine Hauptrolle spielen, oder zu der sie sogar den Anlass gaben, ist die satirische Parodie. Mehrfach wurden von allen drei Schreibern Redewendungen oder Zitate umformuliert oder bestehende Versdichtungen umgeschrieben und dabei mit neuem Inhalt versehen. Vielleicht zufällig ist von jedem der drei Männer eine solche satirische Versdichtung bzw. Parodie mit Bezug auf das jüdische Umfeld überliefert. Aus dem Briefwechsel ist erkennbar, dass sich die Männer in dieser Versproduktion gegenseitig animierten und, salopp gesagt, ‚hochschaukelten‘. Da keine dieser antijüdischen Parodien bisher in der Sekundärliteratur analysiert wurde, werden sie hier ausführlicher zitiert.

Aus Anlass der Verschuldung des Freundes Gentz, der auch bei jüdischen Bankiers Geld aufgenommen hatte, zitiert Humboldt den römischen Dichter Claudian, in seiner eigenen Fassung:

G. Fall schmerzt mich unendlich, aber daß er im Sinken auch das unchristliche Geschlecht mit ins Verderben zieht ist doch göttlich. Bisher konnte man noch an einer Vorsehung zweifeln, aber nun
 Abstulit hunc tandem Judaei poena tumultum /
 Absolutique Deos. Jam non ad culmina rerum
 Hebraeos creusse querar, Tolluntur in altum /
 Ut lapsu grauiore ruant.¹²³

Ein Preisgedicht auf Friedrich II., das in der Generation der Salongäste generell vielfach verspottet wurde, nahm Gentz 1792 zum Anlass, den Autor Jenisch in einer Neudichtung Klopstocks zu parodieren.¹²⁴ Dafür verfremdete er bezeichnenderweise Verse aus dessen *Messias* und stellt einen Zusammenhang zwischen der Arbeit an dem preußischen Heldenepos *Borussias*¹²⁵ und Jenischs jüdischem Umgang her. Jenisch erinnert seinen Verleger daran, wie ihm die

123 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 30. 12. 1796, in: Leitzmann 1939, S. 94. Der Herausgeber merkt an, dass im Original statt *Judaei* *Rufini* steht und statt *Hebraeos* *injustos*.

124 Möglicherweise ist die Satire, die Jenisch 1799 auf die Salongesellschaft und die Romantiker verfasste, „Diogenes Laterne“, auch eine Revanche für seine schlechte Aufnahme in diesen Jahren. [Vgl. VI]

125 Das Epos „*Borussias*“ gilt als das bedeutendste Werk Jenischs. Teilabdrucke erschienen ab 1791 und wurden anscheinend vor Drucklegung jeweils schon in der Gesellschaft bekannt gemacht, mit mäßigem Erfolg. Jenisch gab, am Tage nach Abfassung des Lästergedichts, ausgerechnet Gentz eine deklamatorische Kostprobe, die diesen zu einem boshaften Brief an Brinckmann veranlasste. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 12. 10. 1792, in: Wittichen 1910, S. 27.

Idee zu dem Gedicht gekommen sei: „[...] damals, da wir die Häuser der Juden durchliefen, die Schmäuße der Zukunft, durch mein göttliches Lied besungen, noch glänzender sahen [...]“. Brinckmann muss mit einem ähnlichen Vers geantwortet haben, denn Gentz dankte ihm für eine „göttliche Tirade! Ich versichre Sie, daß ich mich seit gestern Abend von dem schrecklichsten Lachen so wenig habe erholen können, daß ich mir heute auf der Straße ein Schnupftuch vorhalten musste, um nicht ein öffentlich Skandal zu geben.“ Er nahm Brinckmanns Antwort als Herausforderung zur Fortsetzung seiner Parodie: „Um indessen mit meinem schwachen Dichtergenius doch nicht ganz zurückzubleiben, und *in einer so schönen Sache*, auch einige Lorbeeren zu erringen“, formuliert er weitere Verse aus Klopstocks Messias um. Diesmal spricht der Verleger Fischer zum Arzt Herz:

Die Juden bei Deiner Freitagstafel, sprach Fischer,
 Aller Juden gekrönte Scheitel, die Worte der Kiese=
 Wetter sind zählbar; allein die Folgen der großen Verhöhnung,
 Jenischens Schandtaten nicht. Und Herz sprach weiter: Ich sehe
 seinen Sch...Stuhl! Wie schrecklich bist Du, verschsch...ender Jehnisch! [...]126

Wenn diese Verse auch zunächst den Eindruck erwecken, dass Jenisch von seinen jüdischen Freunden verhöhnt wurde, stellte Gentz im beigefügten Brief klar, dass es ihm mit diesem Text darum ging, „alle unsere Feinde, wie auch sämtliche Juden, ein für alle Mal in den Kot“ zu treten. Der erwähnte Markus Herz sei zwar ein Gelehrter, aber nicht den christlichen Ärzten vergleichbar: „Denn sagen Sie mir, was würde daraus, wenn es einreißen sollte, den Eloa= Herz zwischen Böhhave und Büffon zu stellen“!127

Die Lust an der Satire war dabei keineswegs nur gegen Juden gerichtet. Wie sehr es die drei Männer reizte, ihre gesamte Umgebung in einem Rundumschlag zu verlästern, wird deutlich in dem Brief, mit dem Brinckmann seine und Gentz' obige Ergüsse an Humboldt weiterleitete:

Diesmal freilich nichts kluges, aber doch etwas, das Sie nahe angeht, und das G. l o b t. Ich kann mich also gar nicht enthalten es Ihnen so ganz frisch mitzuteilen. Sie wissen nemlich aus meiner lezten Depesche den Plan Jenisch zum Gegenstand eines heroischen Gedichtes zu machen, der denn zum Theil auch, ganz als Parodie des Messias vollendet ist ; [...] Allein das war G. noch nicht genug, sondern er schlug mir vor noch ein romantisches Gedicht in Stanzen zu machen, das zugleich alle Juden, den pr. Staat, Gott und ganz

126 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 20. und 21. 9. 1792, in: Wittichen 1910, 23 ff. So in der Briefausgabe.

127 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 20. und 21. 9. 1792, in: Wittichen 1910, S. 26. Herrmann Böhhave und Graf von Büffon waren berühmte Ärzte bzw. Naturwissenschaftler, ersterer in den Niederlanden.

Berlin verlästern sollte. [...] Ein solches Lästergedicht nun, wem könnte es wol würdiger zugeeignet werden als I h n e n, und so haben Sie denn hier die Weihung desselben an Sie.¹²⁸

So bekam auch Humboldt selbst seinen Anteil. In einer Mischung aus Bewunderung und Spott wurde er in dem Weihegedicht wegen seiner Sinnlichkeit und seines Stolzes als „Riesen-Phänomen“ gelästert. Humboldt muss diese Mischung gefallen haben, da dieser Brief einer der wenigen war, die er aufhob.

Die Parodie auf „ganz Berlin“ selbst ist nicht überliefert, wohl aber ein anderes Lästergedicht Brinckmanns „an Alexander von Humboldt wegen der kühnen Idee, die er gefasst hat, einen Juden durch eine chymische Operationen hervorzubringen“. Dies Gedicht entstand 1793,¹²⁹ als Alexander von Humboldt Brinckmanns häufiger Begleiter war. In vier Versen verglich Brinckmann den Naturwissenschaftler mit Gott, der sein Monopol zur Menschenschöpfung ungerechtfertigt besitze, da Humboldts Methode viel schneller sei. Wieder wird Markus Herz erwähnt, in einem eigentlich positiven Kontext:

Du, dessen Geist zu Spielereien / das Räderwerk der Weltenuhr
sich wählt, und ihre Zaubereien /
erklärt, womit der Gott bisher / ein schändlich Monopol getrieben,
als wüßte keiner noch wie er / so schlaue Wunder auszuüben,
da H e r z doch mit verdientem Glück / die Experimental Physik
sogar für – Prinzen schon geschrieben [...].

Das Gedicht endet jedoch mit einem Vers, der alle Klischees der alttestamentarischen Juden enthält:

Der Juden schmutziger Papa / der konnte kaum noch Läuse machen,
wenns gleich auf S e i n Befehl geschah / Du aber, um ihn auszulachen
durchwühlst kaum Deine Siebensachen / so steht ein Mauschel selber da,
und preist mit aufgesperrtem Rachen / den Schwanzbeschneider Jehovah,
der statt aus Samen der Profeten / ihn, *wohlfeill*, wie im Paradies
aus bloßem Dreck zusammenkneten / und doch so stinkend werden ließ.

Wie alle Briefzitate verlangt auch und besonders dieses Gedicht nach kontextueller Einordnung. Es war keineswegs unüblich für Brinckmann, aus Gelegenheit – auch lästerliche – Verse zu machen. Dabei richtete er sich nach der

¹²⁸ Gustav von Brinckmann an Wilhelm von Humboldt, 1792, in: Leitzmann, 1939, S. 243. Schreibung und Betonung im Original.

¹²⁹ Leitzmann datiert dies Gedicht nach dem vorangegangenen leider nicht erhaltenen Scherz von Alexander von Humboldt nach: Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, „Ich lege einen Scherz von Alexander bei!“, o. D. 1793, in Leitzmann 1939, S. 63.

Persönlichkeit seiner jeweiligen (Haupt)Bezugsperson. Nur eine Woche nach diesem Gedicht schrieb und schickte er beispielsweise ein weiteres Lobgedicht *An Alexander von H. bey Uebersendung eines Lukrez*. Dieses Gedicht lobte Humboldt als „besseren Epikur“, nahm keinerlei Bezug auf jüdische Themen, wenn auch Brinckmann bei anderen Zeilen sich nicht scheute, sich selbst zu zitieren.

Der Hinweis auf schmutziges, stinkendes Milieu im oben zitierten Gedicht, der ja auch in Gentz' Versen in Verbindung mit Juden eindeutig hergestellt wurde, taucht sonst im Briefwechsel der drei Männer nicht auf, der Bezug zum Handeln („wohfeil!“) schon, wenn auch selten. Es scheint in den drei Köpfen ein Reservoir an Stereotypen gegeben zu haben, aus dem man bei Bedarf schöpfen konnte, und das ihnen in erster Linie zum Amüsement diente. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Antwort Alexander von Humboldts, dem die Verse Brinckmanns so gefielen, dass er sie weiterverbreiten wollte – unter anderem bei ihren jüdischen Gastgebern!

Ich muß Ihnen für das göttliche Gedicht danken. Es hat prächtige Stellen, ich kenne nichts ähnliches. Ich sinne auf Mittel, es unter den Juden bekannt zu machen. Es ist heute Freitag. Lassen Sie uns zu Herzens gehen und es dort vorlesen. [...] Wenn Sie mir Bescheid sagen, Sorge ich für einen Wagen, denn bei dem Dreck risqirt man, daß einem Juden an den Sohlen entstehen.

Totus tuus Ht

Humboldt blieb in der Metapher (dass Juden aus Dreck zu erschaffen seien), spielte aber mit dem Gedanken, dass sie, zumindest so aufgeklärte wie Herzens, soviel Humor besäßen, über diese Satire zu lachen.¹³⁰ Eine Reaktion von Markus Herz auf solche Gedichte ist leider nicht überliefert.

Während das zweite Lobgedicht Brinckmanns auf Alexander von Humboldt in Schillers *Musenalmanach* gedruckt wurde, ist von dem über die Herstellung der Juden keine weitere Verbreitung bekannt. Allerdings hob Wilhelm von Humboldt es auf, und als er es 1818 mit Vergnügen wiederlas, nahm er es zum Anlass, sich und die alten Zeiten Brinckmann in Erinnerung zu bringen.¹³¹

130 Die Herausgeber der Jugendbriefe von Alexander von Humboldt, die diese Stelle nachdruckten, sind der Ansicht, der Vorschlag, dieses Gedicht bei Herzens vorzulesen, sei „im Scherz“ formuliert. Jahn / Lang 1973, S. 237.

131 „[...] daß ich alle alten Papiere hier habe und neulich mit großer Freude Ihre Verse auf mich und die auf Alexander, wie er einen Juden machen wollte, gefunden habe. Es hat mich unendlich in jede Zeiten zurückversetzt.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 13. 2. 1818 aus London, in: Leitzmann 1939, S. 172.

3.3 Jüdische Frauen

Jüdinnen nahmen in dem Briefwechsel der Männer eine Sonderstellung ein. Es sind besonders jüdische Frauen, denen sie persönlich verbunden waren und um derentwillen sie überwiegend in jüdischen Häusern verkehrten. Von den Ehemännern dieser Frauen war fast nie die Rede. Lediglich Markus Herz tauchte in der Korrespondenz häufiger auf, weniger aber in seiner Rolle als Gatte der Henriette, sondern als gefragter Mediziner und eben Figur in mehreren satirischen Texten. Überliefert sind auch keine nennenswerten Korrespondenzen der drei mit den Ehemännern oder andern hier verkehrenden jüdischen Gelehrten. Eine Ausnahme bildet David Friedländer, mit dem Humboldt schon länger befreundet war. Genannt wurden außerdem David Veit, den Humboldt in Jena näher kennenlernte, und Bankhäuser wie Fränkel sowie Mendelssohn & Friedländer. Der im Nachlass Brinckmann überlieferte Billet-Wechsel mit dem Bankier Samuel Salomon Levy bildet eine die Regel bestätigende Ausnahme: Brinckmann korrespondierte genau dann mit dem Gatten der Salonière Sara Levy, als diese auf Reisen war. Nur durch diesen Umstand ist allerdings etwas vom Originalton Levy überliefert worden, der in ruppiger Art über die bevorstehende Niederkunft der Schwägerin schrieb: „Wahrscheinlich ist es Ihnen gesagt worden, dass unsere Reisenden den 1^{ten} February in Prag glücklich angekommen sind. Zum Freytag hoffen sie in Wien anzukommen. Bis dahin muß die Eskeles ihr Kunstwerk ein zu halten wissen. Ihr Freund Levy“.¹³²

Gentz, Humboldt und Brinckmann waren sich untereinander darin einig, dass unter den Juden die Weiber „um hundert Prozent besser als die Männer“ seien.¹³³ Das scheint ein derartiger Gemeinplatz gewesen zu sein, dass man *die* Wiener mit *den* Juden vergleichen konnte:

Mit den eigentlichen Wienern verhält es sich ungefähr wie mit den Juden; das heißt, die Männer taugen alle nichts, aber es gibt einige sehr ausgezeichnete Weiber; und diese, mit einigen fremden Weibern und mit einigen fremdem Männern vermischt, bilden dann Koterien, unter welchen die, in der ich das Glück gehabt habe zu leben, ohne allen Zweifel die vortrefflichste ist.¹³⁴

132 Samuel Levy an Gustav von Brinckmann, 7. 2. 1802, ungedruckt, BA L. Sara Levy reiste nach Wien zu ihrer Schwester Eskeles, die ein Baby erwartete (= das „Kunstwerk“).

133 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 26. 4. 1803, in: Wittichen 1910, S. 127.

134 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann 11. und 12. 7. 1804, in: Wittichen 1910, S. 203 f.

Man betrachtete im Positiven wie Negativen die jüdischen und die „christlichen Reize“ getrennt.¹³⁵ Jüdische Frauen wurden separat beurteilt, sie stellten quasi eine eigene Gattung dar, die bei – oder trotz – aller Exotik keine ‚echte Weiblichkeit‘ erreichte. So sah Humboldt eine Teilschuld an Gentz’ mangelnder Reife in seinem Umgang mit den verkehrten Frauen: „Er hat noch viel weniger je eine Empfindung von Liebe gehabt, ja nur je empfunden, wie eine Frau seyn müßte, und wie die wahren (nicht solche Pseudo Jüdinnen und Christinnen) sind“.¹³⁶ Diese Sicht ist bei Humboldt sicherlich nicht unwesentlich von seiner ehemaligen Leidenschaft zu Henriette Herz beeinflusst, von der er sich in den Jahren nach 1790 brieflich heftig zu distanzieren suchte und beinahe soweit ging, sie auf Henriette Herz selbst zu projizieren. „Die Herz findet manchmal gut zu glauben, daß die alten Zeiten zurückkehren“.¹³⁷ Zunehmend stellte er sie als „das närrische Geschöpf“ dar, das versuchte, das alte Verhältnis aufrecht zu erhalten, sich als den Ablehnenden. „Selbständigkeit hat sie gar nicht, dafür hält sie aber auch mit so treuer, inniger Zärtlichkeit an einem, daß sie rühren muß, wenn man sie auch nicht liebt“.¹³⁸

Auffallend öfter als seine Freunde Gentz oder Brinckmann thematisierte Humboldt die jüdische Identität der gemeinsamen Freundinnen. Gentz spätere Ausfälle richteten sich gegen „das Jüdische an sich“, bei guten Freundinnen erwähnte er die jüdische Herkunft nie. Brinckmann, dessen Antworten sich aus den Briefen der Freunde rekonstruieren lassen müssen, scheint im Vergleich die Vorurteile und den Ton des jeweiligen Gegenüber bedient zu haben, da sich beide für seine „köstlichen Tiraden“ bedankten. Für seinen Umgang hatte das zunächst keine Konsequenzen, er hat am meisten und kontinuierlich Kontakt zu jüdischen Frauen.

Die äußeren Ereignisse des jüdischen Familienlebens bzw. des Akkulturationsprozesses wurden nur am Rande erwähnt, in der Art, dass Humboldt sich fragte: „die Arnsteiner-Fanny, was mag da für ein Judenname hinter stecken“?¹³⁹ Auch die für diesen Prozess bedeutsamen Ereignisse Konversion und Eheschließung wurden nur am Rande thematisiert. Humboldt wetterte summa-

135 „Was macht die *Kleine*, was macht Mad. Levy und Mad. Ephraim, diese meine unvergleichliche und vergessliche Freundinnen? Und sehen Sie denn zuweilen noch die christlichen Reize?“ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 2. 1. 1803, in: Wittichen 1910, S. 103.

136 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 138.

137 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1. 2. 1791, in: Leitzmann 1939, S. 16.

138 Wilhelm an Caroline von Humboldt, 26. 2. 1790, zit. nach: Geiger 1905, S. 620.

139 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 25. 9. 1797, in: Leitzmann 1939, S. 103.

risch gegen das Heiraten, das grassiere. Auch für Brinckmann wurden Taufen erst zum Thema, als sie sich zu häufen schienen:¹⁴⁰ „Stürzt denn der ganze Tempel Salomonis mit allen seinen Säulen und Vorhöfen und Stiftshütten auf Einmal in Trümmern? Da krig' ich gestern einen Brief nach dem andern, wovon mich der letztere immer nicht zu Athem kommen ließ über den Inhalt des ersteren: Meine Doktorn! also nicht blos geschieden, sondern ohne mein Zuthun getauft und baronisiert! Die Veit geschieden! [...]“.¹⁴¹

Wenn man die Äußerungen zu den getauften Freundinnen über die Jahre weiter verfolgt, stößt man auf das Paradox, dass die Männer die Taufe an sich befürworteten, sie bei den Frauen ihrer Bekanntschaft aber auch für einen Verlust an Authentizität hielten. Zwar machte Humboldt Werbung für umfassende Konversionen: „Heute wird *allemaal* in Rom ein Jude getauft. Das ist doch mal wenigstens eine Veranstaltung, daß mit der Zeit es keine mehr geben kann, wenn die Welt lange genug steht. In Berlin denkt man auch nicht einmal auf eine solche langsame Vorkehrung“.¹⁴²

Zum Ende seines Lebens sollte Wilhelm von Humboldt den Salonbekanntschaften ein zuviel an Christlichkeit übel nehmen.

„Aber ich behaupte, daß gar keine rechten Juden mehr gebohren werden. Sie bringen alle schon ein Stück Christenthum mit auf die Welt, und die alten gehen aus nach und nach. Mit der *Kleinen* ist nach ihrer Verheiratung gar nichts mehr anzufangen. Die Herz und die Schlegel sind sehr christlich in Rom. Die Jette in Paris ist noch die, die ich zuletzt am liebsten gesehen habe. Vollkommene Reinheit von aller Christlichkeit“.¹⁴³

3.4 Der „jüdische Körper“ und die Vorstellungen der Gojim

Aber wer hat sich auch mit so großer Gefahr
(wenigstens in Absicht des Rufs der Guthmüthigkeit) und so vieler Mühseligkeit
sich solche Notion des Judenthums verschafft als wir?¹⁴⁴

140 Hier muss angemerkt werden, dass sich, zumindest im Umfeld Humboldts dieser Ton später änderte. Zur Eheschließung Rahel Levins mit dem Diplomaten Karl August Varnhagen bemerkt er 1814: „Es gibt nichts was der Jude nicht erreicht. Für den armen Menschen tut es mir leid.“ Wilhelm an Caroline von Humboldt, 12. 10. 1814, in: Sydow 1906–1918, Bd. IV, S. 395.

141 Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 7. 1. 1799, ungedruckt, SV 38.

142 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 31. 3. 1804, in: Leitzmann 1939, S. 168.

143 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 11. 6. 1818, in: Leitzmann 1939, S. 178.

144 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7. 9. 1796, in: Leitzmann 1939, S. 87.

Mit Juden verband Humboldt einen gewissen erotischen Typus: „Hier ist auf der Welt Gottes nichts zu finden. Lauter platte Christen, nichts Piquantes, kein schwarzes Haar“.¹⁴⁵ Später versuchte auch Friedrich von Gentz, Rahel Levin Varnhagen ein Kompliment machen, in dem er sie „pikant“ nannte, was allerdings gänzlich misslang.¹⁴⁶

Die im Briefwechsel gemachten Bemerkungen zum jüdischen Körper kennzeichnen diesen als etwas Fremdes: Betont wurden schwarze Haare, „gelbliche“ Haut.¹⁴⁷ Humboldt sprach gelegentlich auch von der „Asiatischen Race“, später erinnerte ihn die Physiognomie mehrerer Spanierinnen an Henriette Herz.¹⁴⁸ Es war in den Jugendbriefen davon die Rede, dass man „Jüdisches“ körperlich erkennen könne. Humboldt wollte die „Beschneidung bis in jede Fingerspitze erkennen“ können und der Sefarde Pereira hatte zwar für Gentz „nichts Jüdisches in Rede und Manier (durchaus aber im Gesicht)“.¹⁴⁹

Auch wenn sie viele sexuelle Streifzüge gemeinsam unternahmen, blieb die erotisierte Sprache ein Spezifikum Humboldts. Dabei finden sich erotische Konnotationen nicht nur bei seinen weiblichen Bekannten. Im Zusammenhang mit männlichen Juden tauchen Wortspiele zur Beschneidung fast stereotyp auf: „Grüßen sie was beschnitten und unbeschnitten an mich denkt.“ Auch die Veränderung eines jüdischen Namens wurde für Humboldt eine Kastration, so bei „Salmon, der sich jetzt nach irgendeiner Meierei, die seine Familie besitzt, Salmon-Bartholdi nennen läßt, um womöglich durch diesen Zusatz um den Judenkönig zu kommen, den er schon um sein o kastriert hat“.¹⁵⁰ Humboldt hielt sich eine gewisse Kennerschaft auf diesem Gebiet zugute: „Soviel von Christen. Von Juden ist hier leider weiter nichts zu sagen, als daß ich in Halle den kleinen Veit gesehen habe, der dort für die Ablegung alles Judenthums sehr berühmt ist. Ich urtheilte freilich anders und sah die Beschneidung in jeder Fingerspitze“.¹⁵¹

145 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7. 9. 1796, in: Leitzmann 1939, S. 87

146 Aus Prag empörte sie sich: „Er nennt mich sogar, räthselhaft; pikant – pikant????!!!“ Rahel Levin Varnhagen an Karl August Varnhagen, 2. 9. 1813, in: GW V/1, S. 155.

147 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1792, in: Leitzmann 1939, S. 25.

148 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 30. 4. 1803, in: Leitzmann 1939, S. 149. Für den Vergleich der Herz mit „piquanten“ Spanierinnen vgl. die Einträge in Leitzmann 1922, Bd. 1, S. 396 und Bd. 2, S. 247.

149 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7. 9. 1796, in: Leitzmann 1939, S. 88; 11. 3. 1794 bzw. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802, in: Wittichen 1910, S. 80 und 98.

150 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 140.

151 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 7. 9. 1796, in: Leitzmann 1939, S. 87.

„Die Beschnittenen“ standen im Briefwechsel der drei Männer manchmal auch synonym für Juden, auch Frauen fielen darunter: „Wie alles Gute doch immer am Ende von den Beschnittenen kommt, so erfuhr auch ich zuerst Ihre Versetzung hierher durch die Fraenckel“.¹⁵²

Im Vergleich ergibt sich allerdings, dass Humboldt sich diesen speziellen Tonfall für seine Begleiter durch Berlins Straßen aufhob. In den Briefen an seine Braut und Gattin aus dieser Zeit, den 1790er-Jahren, wurde die Formulierung „die Beschnittenen“ nicht verwendet, es wurde aber auch keine Unterscheidung getroffen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Freunden bzw. jüdischen und nichtjüdischen Frauen! Humboldt hatte Caroline von Dacheröden über den von Henriette Herz gegründeten „Tugendbund“ kennengelernt, der keinen Unterschied nach Konfession kannte. In dem Briefwechsel mit seiner Braut bis 1792 wurden „Jette“ und „Brendel“ viel diskutiert, aber nirgendwo als Jüdinnen, vielmehr als ehemalige[!] Vertraute Humboldts. Ganz offensichtlich wuchs seine Ablehnung Henriettes gegenüber mit seiner Verehrung Carolinens. Bei dem Vergleich des Wesens beider Frauen schnitt „Jette“ zunehmend schlecht ab, was natürlich auch als indirektes Kompliment an die zu umwerbende Verlobte Caroline gelesen werden muss.¹⁵³ Auch im Ehebriefwechsel fand so eine Distanzierung vom früheren Umgang statt, aber mit einer anderen argumentativen Strategie. Wirklich antijüdische Äußerungen sind hier erst Jahre später zu finden. An dieser Stelle ist daher Ludwig Geiger zu widersprechen, der die Kritik an Henriette Herz und Dorothea Veit Schlegel bereits um 1790 in erster Linie als Kritik an Jüdinnen liest.¹⁵⁴

Markanterweise standen in den Jugendbriefen der drei Männer die Besuche in den Judenhäusern in brieflicher Nähe zu den Besuchen in Bordellen und bei Freudenmädchen, die sie als „Edle“ bezeichneten. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass die jüdischen Frauen und „die Edlen“ gleichgestellt wurden, aber über beide wurde übergangslos nacheinander berichtet und beide wurden in den Briefwechseln der Männer, zeitweilig funktional vergleichbar, als „Abenteurer“ diskutiert.

Nicht zu unterschätzen ist in diesem Zusammenhang das Renommierbedürfnis dreier junger Männer Mitte zwanzig, das sich in Formulierungen wie: „Sie wissen, dass nicht viel dazu gehörte mich [bei jungen Frauen] zum folgen

¹⁵² Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 15. 2. 1798, in: Leitzmann 1939, S. 107.

¹⁵³ Da Caroline jetzt die Verkörperung seines Frauenideals war, musste Henriette gewissermaßen den Platz des Idols räumen. Caroline konnte sich dadurch so sicher fühlen, dass sie mehrfach das veränderte Verhältnis Humboldts zu seinen Berliner Freundinnen von Herzen „bedauerte“.

¹⁵⁴ Vgl. Geiger 1905.

zu bringen“ und „ein Mädchen, deren Verstand Gentz so sehr auf die Lenden reducirte“ ausdrückt.¹⁵⁵ Insbesondere Humboldts Äußerungen zu jüdischen Frauen sind sicher im Gesamtzusammenhang seiner Persönlichkeitsstruktur zu sehen, da er Jugendfreunden und späteren Affären gegenüber nicht selten detailliert von seinen sexuellen Fantasien sprach.¹⁵⁶ In Berichten über jüdische Freundinnen wie über verschiedene „Edle“ blieb Humboldt immer der Aufgesuchte, derjenige, der um Gunst gebeten worden sei und sie ablehnen oder gewähren konnte.¹⁵⁷ Ähnlich formulierte Gentz später seine Verhältnisse zu Marianne Meyer Eybenberg oder Rahel Levin Varnhagen immer so, dass diese einen „faible“, eine Schwäche, eine Leidenschaft für ihn empfänden.¹⁵⁸ Die durchaus werbende Rolle, die Gentz in Briefen an Rahel Levin Varnhagen einnahm, wurde dabei ausgeblendet.

In den Briefen der drei Männer wurden nicht nur jüdische Frauen aus bürgerlichen Häusern erwähnt, sondern auch jüdische Prostituierte. Man gewinnt den Eindruck, dass der Umgang mit jüdischen Frauen aller Schichten und noch der sprachliche Umgang mit seiner Erinnerung daran für Humboldt an- und erregende Wirkung hatte. Selbst einen gescheiterten Annäherungsversuch an ein jüdisches Mädchen schildert Humboldt Brinckmann in Metaphern nahezu naturalistisch.¹⁵⁹ Obwohl es in diesem Falle nicht zu Ge-

155 Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1. 2. 1791 und 1792, in: Leitzmann 1939, S. 15 und 25.

156 Vgl. z. B. den vielzitierten Bericht an Israel Stieglitz über eine Fährfahrt auf dem Rhein, bei der Arbeiterfrauen in Humboldt Sklavinnen-Phantasien auslösen. Tagebucheintrag 23. 7. 1789, in: Leitzmann 1922, Bd. I., S. 79 f.

157 Ausgedrückt in Nebensätzen wie „[...] sie bat mich, sie wiederkommen zu lassen, aber ich that nichts.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1792, in: Leitzmann 1939, S. 26.

158 Seit dem 17. Jahrhundert war die vermeintliche sexuelle Hemmungslosigkeit von Jüdinnen – als Gegenbild zur christlichen Keuschheit – in antijüdischen Schriften ein gängiger Topos. Jeanette Jakobowski vertritt die These, dass in der Salonzeit die „Wurzeln des Stereotyps der sexuell gierigen Intellektuellen“ liegen. Es ist aber durchaus ebenso möglich, dass diese Projektion bei Humboldt und seinen Freunden einem männlichen Renommierbedürfnis entsprang. Vgl. Jeanette Jakobowski, „Die Jüdin“, in: Schoeps / Schloer 1995, S. 196–209, hier S. 200.

159 Wilhelm von Humboldt hatte ein jüdisches Mädchen auf der Straße überredet, ihn zu besuchen. „Der Tag erschien, ich machte das Haus leer und harrte. [...] kaum hatte ich einige Anstalten gemacht, so sah ich, daß wenn mir der Gott Israel nicht beistände, ich wie Pharaon und sein Heer, Sie wissen in welchem Meer umkommen müsste. [...] Sie bat mich, sie wiederkommen zu lassen, aber ich that's nicht. [...] obgleich ihre Tugend zu purpurfarben war, um sich zu entschließen, sie zu beflecken; so werde ich doch wahrscheinlich, da die Geschichte gewiß herunkommt, der Verführer der Judentugend heißen, und mir eine neue Blume in den Kranz meiner Ruchlosigkeit flechten.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 1792, in: Leitzmann 1939, S. 26. Diese Episode taucht m. W. in keiner Biografie

schlechtsverkehr kam, ging Humboldt davon aus, dass „dieser einzige Besuch sie in den Ruf brachte, eine Edle zu sein“, dass die Geschichte die Runde machen und er selbst „der Verführer der Judentugend“ heißen würde. Dem wollte er aber nicht Einhalt gebieten, sondern sich damit „eine neue Blume in den Kranz meiner Ruchlosigkeit flechten“. Für Humboldt, der die Verehrung der absoluten Weiblichkeit einerseits, beispielsweise in seiner Ehefrau, und seine amourösen Abenteuer mit Frauen der niederen Schichten andererseits als zwei gültige Parallelwelten betrachtete, wurde „Judentugend“ hier wieder zu einer separaten Rubrik. Zu deren Beschützer warf er sich allerdings nicht auf.

Mit der Analyse der Humboldtschen Briefe an Brinckmann kann man sich der These Ludwig Geigers anschließen, die dieser in Bezug auf den Ehebriefwechsels der Humboldts formulierte, dass Wilhelm von Humboldt „die Rechtsverkümmerng der Juden widerstrebte [...] und daß er [aber], wenn er diesen Haß auch bekämpfte, ein wirklicher Philosemit nicht genannt werden darf“.¹⁶⁰

Abschließend, nach der Lektüre vor allem ungedruckter Briefwechsel der Frauen, möchte ich hier weiterhin die These vertreten, dass den jüdischen Gastgeberinnen die Einstellung ihrer Gäste in den Grundzügen bekannt war. Wie im Kapitel V gezeigt wird, unterschied Rahel Levin Varnhagen zwischen „Judenhaß“ und ‚bloßem‘ „Judenschimpf“ bei verschiedenen Bekannten. Auch Mendelssohns Tochter sah einigen Freunden ihren „Judenhaß“ nach.¹⁶¹ Ihnen bekannte judenfeindliche Äußerungen einzelner Gäste hinderte Salonfrauen nicht am persönlichen Umgang mit diesen. Das trifft nicht nur für die bekannte Auseinandersetzung mit den Geschwistern und Vertretern der Romantik, Bettina von Arnim und Clemens Brentano, zu, sondern es waren auch die Lästereien bzw. die abfälligen Äußerungen der früheren Gäste bekannt, insbesondere Wilhelm von Humboldts.

Interessanterweise haben die jüdischen Frauen sich brieflich mit Gustav von Brinckmann über dieses Phänomen des Judenschimpfs und der zunehmenden Distanzierung auseinandergesetzt, in seinem Nachlass sind mehrere Hinweise auf diese Wahrnehmung überliefert. Zum Beispiel las Henriette Herz aus Briefen von Paris heraus, dass die Humboldts sich in ihren gesellschaftli-

auf. Fraglich scheint ihr gegenüber die These Käblers, dass Humboldt „nie den Laut von Don Juans jauchzendem Genuss“ hören ließ. Kähler 1963, S. 68.

¹⁶⁰ Geiger 1912, S. 70.

¹⁶¹ Dorothea Mendelssohn Veit Schlegel wollte z. B. dem als Judenfeind bekannten, mit ihr aber befreundeten Fichte ihre Möbel verkaufen und schrieb: „Fichte will sich Meubles in Berlin anschaffen, er will die meinige besehen, und wahrscheinlich einiges davon kaufen; er wird doch seinen JudenHaß wenigstens damit sanctioniren, dass er sie mir Christlich bezahlt!“ An Friedrich Schleiermacher, 6. 1. 1800, in: KFSa, Bd. 25, S. 40.

chen Ansprüchen geändert haben würden: „Ich habe kürzlich einen Brief von der Humboldt aus Cadix gehabt worin sie [...] mit Gewißheit davon spricht im October in Deutschland u im Februar in Tegel zu sein. Wie anders werden diese Menschen nun wieder sein oder doch scheinen wollen. Warum kann ich mich nicht mit ihnen freuen“.¹⁶²

Besonders aufschlussreich ist weiterhin ein Streit im Hause Fränkel, der, da er die Dreiecksfreundschaft explizit betraf, hier ausführlich zitiert werden soll. Bei einem Besuch im Haus des Bankiers entlud sich der Zorn des Hausherrn über Brinckmann. Anscheinend erregt über die Weise, in der die drei Freunde seiner Frau den Hof gemacht hatten,¹⁶³ aber mit Humboldt und Gentz selbst in näherer Verbindung stehend, machte Fränkel Brinckmann zum Sündenbock:

Fränkel sprach mit Wärme, die an Wuth gränzte von gewissen Grundsätzen, von denen er wohl wusste, daß sie die meinigen wären, er griff indirekt mich und meine Freunde mit recht tugendhafter Bosheit an; und was das Schlimmste war, er sprach in der That so *gut*, und so *wahr*, daß die *Wahrheit* kaum vollkommener auf seiner Seite hätte sein können, wenn er das *Grade Gegentheile* seiner Behauptungen vorgebracht hätte. Auch schien *ich* blos das *Allgemeine* hievon zu fühlen, und zu verstehen, gab ihm hierin *recht* und gönnte ihm die Freude, sich inniger und harmonische hierüber mit G. und H. zu unterhalten; denn ersterer besucht ihn wieder und letzterer ist mit ihm in einem *vertrauten Briefwechsel*!! Stolz auf die nähere Verbindung mit diesen beiden Matadoren des ehemals so verschrieenen Triumvirats, hatte Fr. mich ziemlich aufgegeben [...].¹⁶⁴

Brinckmann zeigte sich amüsiert bis empört, dass er die Wut abbekäme, obwohl er als einziger unschuldig sei. Die Beschimpfung wurde von der ebenfalls anwesenden Jeannette Ephraim Stieglitz, Freundin der Fränkel, unterbrochen: „J. der dies verdroß nahm meine Parthie, und meinte ‚ich sei wenigstens der einzige, der seiner Frau weder die Cour zu machen, noch den Kopf zu verdrehen gesucht hätte‘“. Das war aber nicht der einzige Punkt, in dem sich Brinckmann von seinen Freunden unterschied:

Allein J. die sich einmal vorgenommen hatte, entweder mich zu protegiren oder jene herabzuwürdigen, ergriff nun den FR. mit meisterhafter Canaillerie an einer sehr *schwa-*

162 Henriette Herz an Gustav von Brinckmann, 22. 4. 1800, ungedruckt, BA H.

163 Details der Affäre sind außer von Brinckmann nicht überliefert. Nur noch eine ungedruckte Briefstelle Rahel Levin Varnhagens deutet auf eine Liaison: „Die Fränkel muß ich sehen. Ist sie denn mit Humboldt nicht liiert? Thut sie reuevoll?“ An Gustav von Brinckmann, 4. 9. 1794, dies ungedruckt, SV 38.

164 Dies und die folgenden drei Zitate: Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 14. 7. 1794, ungedruckt, SV 38.

chen jüdischen Ide. Wenn Sie zu Br. mehr Zutrauen im Allgemeinen gehabt, so seis, weil sie ihn doch für den Ehrlicher gehalten, und weil die Verachtung, die G. und H. bei so vielen Gelegenheiten, gegen ihre Nation an sich geäußert, ihr *immer leid gethan hätte*, und da sie so gar gewiß wüßte, daß H. auch von den Häusern, wo er am meisten Freundschaft genossen, gegen andre mit bitterm Spott über die *jüdischen Rakers* gesprochen hätte u.s.w. Dies hätte sie von *mir* wenigstens nie gehört!

Auch der Ehemann schien sich über die spezielle Haltung der „G. und H.“ im Klaren zu sein: „Fr. der über diesen Punkt keinen spaß versteht erklärt sich sogleich, ‚er hätte sie auch immer für *Canailen* gehalten.‘ Und so entspinnt sich mit Gottes Hülfe eine *Trekasserie*, die unsre sublimen Freunde nicht unwerth sein möchte“.¹⁶⁵

Bemerkenswert scheint an diesem dreidimensionalen Klatsch nicht nur die Tatsache zu sein, dass Brinckmann sich seinen jüdischen Freundinnen gegenüber vom Judenschimpf seiner Freunde distanzierte (und dabei selbst von „jüdischen Ideen“ spricht), sondern dass alle Beteiligten davon gewusst zu haben scheinen. In ihrem Antwortbrief bestätigte Rahel Levin Varnhagen seinen Eindruck, dass „H: und G: J: und Fr:“ hintergingen, beendet diesen Lästzirkel aber, indem sie kurzerhand erklärte, dass sie die „erhabenen Klatscher [...] mit völliger Gleichgültigkeit verachte“.¹⁶⁶ Eine andere, möglicherweise salon-typische Art, Klatsch abzuwehren, war seine Öffentlichmachung durch Satire. So ließ ihr Bruder Ludwig Robert ein elegisches Gedicht *Brinckmann's Jammer und Flehen* herumgehen, einen Brief in dessen Namen, in dem er um die Gunst der erzürnten Hitzel Fließ Boye Sparre warb: „Ach! ich habe verkannt sie, die Frau hochstrebenden Geistes [...] / Lösung hoff ich und Heil, Doktorin einzig von dir!“ In Roberts Briefgedicht, das sich der für Brinckmann typischen Hexameter bediente, wurde die Art einiger Salongäste karikiert, durch elegante Verse oder großartige Versprechungen sich die Türen zu den Häusern jüdischer Freundinnen offen zu halten. Ob die Elegie, wie Varnhagen behauptet, „in der damaligen Gesellschaft außerordentliches Glück machte“, ist nicht mehr nachzuweisen, die Tatsache aber, dass sie im Umlauf war, macht sie zur deutlichen Intervention von jüdischer Seite.¹⁶⁷

¹⁶⁵ Sublim ist ein häufiges Epitheton zu Humboldt. Gustav von Brinckmann an Rahel Levin Varnhagen, 14. 7. 1794, ungedruckt, SV 38.

¹⁶⁶ Rahel Levin Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 15. 4. 1794, komplett mit den Abkürzungen nur in der SV 38.

¹⁶⁷ Ludwig Robert: „Brinckmann's Jammer und Flehen“, in: Karl August Varnhagen: Karl Gustav Freiherr von Brinckmann, in: ders.: *Ausgewählte Schriften*, Bd. 19, Leipzig 1876, S. 133–144, hier S. 138 f. Varnhagens Kommentar ebd.

4 „Reunionspunkte“ – Der Einfluss des Ortes auf den Umgang. Das Beispiel Friedrich von Gentz

Solche Leute sind jetzt meine Leute!

Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann¹⁶⁸

In diesem Abschnitt wird die These vertreten, dass die Rezeption der jüdischen Freundinnen vom geografischen und biografischen Ort, an dem man(n) sie traf, abhängig war. Der Einfluss, den verschiedene Orte einer Berufsbiografie auf die Wahrnehmungen jüdischer Salonnières hatte, lässt sich paradigmatisch am Verhältnis von Friedrich von Gentz zu drei Jüdinnen, die er im Umfeld der Berliner Salons kennenlernte und zu denen er auch an anderen Orten seines Wirkens Kontakt hielt, ablesen: Marianne Meyer Eybenberg, Rahel Levin Varnhagen und Fanny von Arnstein.¹⁶⁹

Berühmt wurde Gentz' Bezeichnung des Hauses Arnstein als „Ressource“. Gentz erkannte die Netzwerk-Funktion einiger jüdischer Häuser in Berlin und Wien sowie zwischen beiden Städten früh und wusste sie sicherlich zu nutzen. Wie zu zeigen sein wird, hielt ihn das nicht davon ab, im privaten seinem Abscheu vor „eingefleischten“ Juden freien Lauf zu lassen.¹⁷⁰ Dies und das Verhältnis zu Rahel Levin Varnhagen, die ihm politisch nicht von Nutzen sein konnte, macht mit ganz anders gelagerten Ambivalenzen neugierig auf Gentz' Motive.

Der Briefwechsel mit Brinckmann erlaubt es, Friedrich von Gentz in seiner politischen Entwicklung vom liberalen Sprecher der Französischen Revolution

168 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 6. 10. 1802, in: Wittichen 1910, S. 101.

169 Die allgemeinen äußeren Daten des Verhältnisses Friedrich von Gentz' zu jüdischen Personen waren kurz skizziert folgende: Inwieweit er in seinem Elternhaus, in dem zahlreiche Aufklärer zu Gast waren, auch jüdische Gelehrte kennenlernte, ist nicht überliefert. Aus Königsberg kam der Kantschüler allerdings mit einem Empfehlungsschreiben von diesem an Moses Mendelssohn zurück. Etwa ab 1790 begann sein intensiver Umgang auch in jüdischen Häusern. Mit einigen der jüdischen Frauen, die er jetzt kennenlernte, blieb er lebenslang verbunden. In seinem umfangreichen publizistischen Werk gibt es kaum theoretische Aufsätze zur Judenpolitik der Staaten, für die er arbeitete. Ein Aufsatz über die Rothschilds entstand aber im Rahmen seiner finanzpolitischen Analysen, für die er europaweit als Spezialist galt. Wie später mit den Rothschilds arbeitete er schon auf dem Wiener Kongress mit Vertretern der jüdischen Gemeinde eng zusammen. Dabei ließ er sich, wie von verschiedenen europäischen Großmächten, auch von jüdischen Bankiers, für publizistische Dienste gut bezahlen. Ein über diese konkreten Aufträge hinausgehendes publizistisches oder gar diplomatisches Engagement für die Juden, wie etwa von Humboldt, ist von Gentz nicht bekannt.

170 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802 und 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 97 bzw. 181.

in Berlin zum Vertreter der politischen Reaktion in Wien mit zu verfolgen. Ebenso werden persönliche Vorlieben in dem Briefwechsel deutlich. Gentz legte darin seinem Freund – und heutigen Lesern – zwar nicht seine Absichten, immer aber seine Motive offen. Seine „Schmeichelbarkeit“ beispielsweise war ein feststehender Begriff bei den Freunden. Seinen enormen Bedarf an Geldmitteln kommentierte er selbst häufig, ebenso selbstironisch wie den Hang zu schönen Frauen aller Länder und Schichten. Stolz berichtete er Brinckmann von seinen politischen wie privaten Eroberungen in Weimar, London oder Wien und diskutierte dabei die so entstehenden Möglichkeiten für seinen nicht unbeachtlichen Ehrgeiz.

Eine Quelle von Uneindeutigkeit liegt hingegen im Tagebuch Friedrich von Gentz' vor, das er selbst zur Veröffentlichung überarbeitete.¹⁷¹ Auffällig sind neben der Namenshäufung¹⁷² die Auslassungen einiger anderer Namen, mit denen Gentz nachweislich Umgang pflegte. Wenn es nach Gentz' eigener Überlieferung ginge, hätte er Fanny von Arnstein überhaupt nicht gekannt. Aber auch Gustav von Brinckmann zum Beispiel, mit dem sich Gentz anno 1801–1803 fast täglich sah oder schrieb, wird im veröffentlichten Tagebuch dieser Zeit nur lapidar mit „Brinkmann war damals auch in Berlin“ erwähnt.¹⁷³ Bezüglich Wilhelm von Humboldts werden einige wenige Treffen erwähnt, die gemeinsamen Spaziergänge mit ihm durch das tägliche und nächtliche Berlin hingegen kaum, ebenso wenig wie der spätere von beiden deutlich empfundene Bruch in der Freundschaft.

171 Nach Aussagen des Erwerbers Karl August Varnhagens hatte Gentz etwa ab 1800 täglich sich Notizen zu seinem Umgang und Erleben gemacht, die er in den 1820er-Jahren nochmals durchsah, das Überlieferte kurz zusammenfasste, kommentierte und dann die Originale zum Großteil verbrannte. Überliefert sind daher weitgehend summarische Berichte vom Tun des jüngeren – mit eingestreuten Kommentaren des älteren Gentz. Vgl. Ludmilla Assing (Hrsg.): *Tagebücher von Friedrich von Gentz*. Aus dem Nachlass Varnhagen's von Ense, 4 Bde., Leipzig 1873–1874, sowie SV 68.

172 Mit einer Mischung aus Stolz und Selbstironie verzeichnete Gentz seine Schuldenhöhe ebenso wie seine Erfolge bei Frauen und in der Literatur. Vor allem aber maß noch der nobilitierte Gentz seinen eigenen Wert am Ruf und Rang derer, mit denen er verkehrt hatte – und schrieb deren Namen daher auf. Der Reiz, den Namen und Titel zeitlebens auf ihn ausübten, wird an seinem Tagebuch optisch fassbar. Namen sind gesperrt gedruckt, und da das Buch über weite Strecken nur aus Aufzählung seiner Bekanntschaften besteht, liest es sich wie ein „Who's Who“ – oder „Who's Where“ – der Gesellschaft in Wien und böhmischen Badeorten. Wobei angemerkt werden muss, dass dieser Namensfetischismus vom Herausgeber Varnhagen noch verstärkt wurde. Gentz hatte im Originalmanuskript nur einige Namen unterstrichen, Varnhagen unterstrich in der von ihm angefertigten Druckvorlage alle. Vgl. SV 68. Von der Namenshäufung war Gentz beim Wiederlesen seines Tagebuches – „das elende frivole Journal“ – offensichtlich vor allem amüsiert. Assing 1873, Bd. 1, S. 22.

173 Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag 1801, in: Assing 1873, Bd. 1, S. 5.

4.1 Mit Rahel Levin Varnhagen und Marianne Meyer Eybenberg in Prag und Teplitz

Interesse nennt der galante Notenverfertiger
die Liebe die ich ihm ausgedrückt habe.

Rahel Levin Varnhagen an Caroline von Humboldt¹⁷⁴

In Bezug auf seine jüdischen Bekannten war Gentz dann bei der Notierung eigenwillig liberal. Der Beginn der Freundschaft „mit der *Levin* (Varnhagen)“ 1801 wurde ebenso penibel überliefert wie der zu Luise Fürstin Radziwill.¹⁷⁵ Über die spätere Entwicklung der Beziehung zu beiden findet sich dann gleich wenig. Marianne Meyer Eybenberg gehörte laut Tagebuch zu seinem engen Umgang in Teplitz und Sara Meyer Grothhus zu der aus Teplitz erwähnten „Gesellschaft aller Art“, die es interessant mache.¹⁷⁶ Hinweise auf ihren jüdischen Hintergrund fehlen allen beiden, wie bei „Rahel Levin“, bis auf die Nennung des Namens der letzteren, völlig. Überhaupt wurden seine jüdischen Bekannten in den Briefen Gentz' erst ab seiner Zeit in Wien ein Thema: „Die Kleine“, Madame Ephraim und Madame Levy wurden in fast jedem Brief herzlich begrüßt. Die vertrauten Kontakte aus Berlin nutzte und genoss Gentz im neuen Umfeld, besonders „die Eibenberg, (die ich übrigens oft und gern sehe, weil sie, wenn auch nicht unmittelbar dem Höchsten verwandt, doch sehr glücklich an das Höchste erinnert, und übrigens alles versteht)“.¹⁷⁷ Auch später in Badeorten, wo sich ihm die europäische Aristokratie erschloss, gehörte „die Eibenberg“ zu seinem regelmäßigen Umgang. Gleichzeitig machte er auffallend viele Worte, um einem „einfältigen Gerücht“ entgegenzutreten, nach dem er Marianne Meyer Eybenberg im Jahre 1803 einen Heiratsantrag gemacht hätte. Er gab zu, sie in Teplitz verschiedentlich „frequentiert“ zu haben, versuchte aber die Schuld am Gerücht auf sie und ihre Umgangsformen zu lenken.¹⁷⁸ An Rahel Levin Varnhagen schrieb er: „Wenn man Ihnen gesagt hat, daß ich Marianne Eybenberg heirate, so sage *ich* Ihnen, daß dies die grundloseste und

174 Rahel Levin Varnhagen an Caroline von Humboldt, 26. 12. 1813, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 144.

175 Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag 1801, in: Assing 1873, Bd. I, S. 3 und 5. Im Original steht „Anfang des Umgangs mit der Levy (Varnhagen)“, Vgl. SV 68. Hervorhebung im Original.

176 Zum Beispiel in Teplitz und Karlsbad 1810, Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag, in: Assing 1873, Bd. I, 210 f.

177 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802 und 13. 4. 1803, in: Wittichen 1910, S. 98 bzw. 120.

178 „Das Gerücht, dem auch nicht ein Schatten von Wahrheit zum Grunde lag – sie hatte vielmehr mit Montjoye eine Art von Engagement, wovon ich der Vertraute war –.“ Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag, in: Assing 1873, S. 27 bzw. 29.

dümmste aller Neuigkeiten war, daß es auch noch nicht einen Moment in meinem Leben gegeben hat, und keinen je geben wird, wo auch nur der Gedanke eines solchen Schrittes mir einfiel. Auch werden Sie es wohl nie geglaubt haben“.¹⁷⁹ Brinckmann gegenüber gab er zwar zu, daß er ihr „als einer verständigen und angenehmen Person, herzlich gut“ sei. Zum Heiraten sei er aber „zu weise, zu nüchtern, zu arm (für meine ungeheuren Bedürfnisse), zu viel fordernd auf der einen Seite, und zu abgespannt auf der andern – besonders aber zu gleichgültig gegen die physischen Reize der Weiber (so sehr Sie das auch befremden wird).“ Er schätze den Umgang dieser Frau, den er aus Teplitz und Wien regelmäßig beschrieb, „aber sie weiß selbst, daß sie eine der letzten wäre, die ich heiraten möchte“.¹⁸⁰

Marianne Meyer Eybenberg wies das Gerücht ebenso zurück, bewertete es jedoch ganz anders. Goethe gegenüber bemerkte sie: „ich bin es schon gewohnt daß man mich hier oft verheyrathet, da man nun überzeugt ist, daß es mein *genre* nicht ist, *intriguen* zu haben, so will man mich unter Hymens Gewalt bringen.“ Sie beschrieb ausführlich, dass sie Gentz fast täglich sähe, dass er ihr vorlese, mit ihr diskutiere. Ihre Rolle dabei beschrieb sie zugleich selbstkritisch und stolz: „[...] es existiert nicht ein Schatten von der Neigung, die zu einer solchen *catastrophe* führen könnte, ich gefalle ihm nicht einmahl, es fällt ihm gar nicht ein, daß ich ein Weib bin, und oft hat es mich schon gefreut zu sehen wie er daran gar nicht denckt, sondern mich wie ein[en] Mann behandelt“.¹⁸¹ Bezeichnenderweise wird der letzte Halbsatz im Druck oft weggelassen, sodass es wirkt, als sei sie vor allem enttäuscht gewesen, dass Gentz von ihr keine Affäre wolle.¹⁸² Tatsächlich beschreibt sie ein ähnliches intellektuell-erotisches Verhältnis, einen ähnlichen Rollentausch, wie er Gentz an Levin Varnhagen band.

Obwohl Gentz und Meyer Eybenberg auf das Gerücht nicht mehr zu sprechen kamen, kursierte es noch eine Weile im Freundeskreis. Die Nachwelt und vielleicht schon die Mitwelt ließen sich gern inspirieren von der Geschichte der Jüdin, die es zur „Prinzessin“ und zur Gefährtin einflussreicher Politiker geschafft hatte.¹⁸³

¹⁷⁹ Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, 28. 9. 1803, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 124. Hervorhebung im Original.

¹⁸⁰ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 10. 9. 1803, in: Wittichen 1910, S. 151.

¹⁸¹ Marianne Meyer Eybenberg an Johann Wolfgang Goethe, 10. 12. 1803, in: Sauer 1904, Bd. II, 167. Hervorhebung im Original.

¹⁸² Vgl. Wittichen 1910, S. 151, Anm. 1.

¹⁸³ „Marianne Meier, the Jewess, was now a noble lady [...]“ – So spielt Marianne Meyer Eybenberg in Romanen über den Wiener Kongreß oft eine tragende Rolle als inoffizielle Mitarbeiterin Gentz’, die ihren tatsächlichen damaligen Einflussmöglichkeiten wohl kaum entspricht. Vgl. z. B. Luise Muehlbach [alias Clara Mundt]: Louisa of Prussia and her Times.

Friedrich von Gentz hatte in Berlin keinen Hehl daraus gemacht, daß in den Jahren nach 1801 Rahel Levin Varnhagen eine der wenigen Freunde war, die er während und nach seiner Affäre mit der Schauspielerin Christel Eigensatz noch aufsuchte.¹⁸⁴ Möglich ist allerdings auch, dass ihr Haus eines der wenigen war, in dem er, als im offenen Ehebruch lebender Mann, noch empfangen wurde. Auch nach Ende dieser Affäre war ihr Verhältnis so eng, dass Gentz Gustav von Brinckmann bat: „[...] der kleinen Levi sagen Sie daß ich täglich und stündlich ihrer gedenke, und daß kein Tag vergeht, wo ich nicht viel von ihr spreche“.¹⁸⁵ Er gab seinem Bedauern offen Ausdruck, dass es zwischen ihnen nicht zu mehr gekommen sei, dass er „nicht mit Macht darauf bestand, das zu genießen, was Sie das Bißchen nannten“.¹⁸⁶ Später in Wien machte er Rahel Levin Varnhagen zu seiner ‚Kundschafterin‘ über seine ehemalige Geliebte Eigensatz und revanchierte sich mit Nachfragen und sehr offenen Kommentaren zu ihrer Affäre mit dem spanischen Gesandten Urquijo. Diese Offenheit und das Vertrauen in Herzensangelegenheiten waren ein wesentliches Element dieser Freundschaft, das nicht gedruckt vorliegt.¹⁸⁷

In Berlin war Gentz 1802 zum bewundernden Habitué in der Gesellschaft der „verewigten Kleinen“ geworden.¹⁸⁸ 1813/14 in Prag wurde die Konstellation dann eine andere: Der Diplomat auf dem Höhepunkt seiner Karriere – Gentz war für die externe und interne Post der antinapoleonischen Koalition verantwortlich – unterstützte eine aus Berlin geflohene alleinstehende Bekannte von früher. Die zahlreich überlieferten Billets an sie aus seinem Prager Büro und ihre Bemerkungen in Briefen an Dritte erlauben eine Einsicht in diese sehr unterschiedliche gewertete veränderte Beziehung.¹⁸⁹ Liest man die

Konspirative Treffen Eybenbergs mit Gentz im Kapitel 11: Patriotism, unter: <http://www.fullbooks.com/LOUISA-OF-PRUSSIA-AND-HER-TIMES11.html> (5. 5. 2010). Karl August Varnhagen fühlte sich veranlasst, festzuhalten: „Marianne *Frau von Eybenberg* Geb. Meyer. Nie hat sie solche politische Rolle gespielt, wie Clara Mundt in ihren leichtfertig ersonnen und plump ausgeführten Romanen ihr beimißt, nie hat sie eine Liebschaft mit Gentz gehabt, nie den Namen Prinzessin von Eybenberg geführt.“ Ungedruckter Notizzettel Varnhagens, SV 57.

184 Vgl. Friedrich von Gentz, Tagebucheintrag, in; Assing 1873, Bd. I, S. 19.

185 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802, in: Wittichen 1910, S. 99.

186 Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, 1803, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 122. Das „physische Verhältnis“ zweier Menschen, die so gegensätzlich seien wie sie, habe er sich als etwas „Außerordentliches“ vorgestellt. Ebd.

187 Barbara Hahn vertritt die These, dass alle erotischen Momente des Briefwechsels bereits „Varnhagens Zensur“ zum Opfer gefallen seien. Hahn 1990(a), S. 49.

188 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 179.

189 Die ca. 80 Briefe und Billets von Gentz an Levin Varnhagen sind fast vollständig bei Schlesier überliefert. In den Briefen wurde allerdings gekürzt. Von ihr an Gentz sind 15 Briefe überliefert. Ihre sonstigen Briefe müssen zu dem Teil seines Archivs gehört haben, den Gentz

Informationsblättchen, die Gentz fast täglich an die „Theuerste“ gesandt hat, muss man den Eindruck gewinnen, dass er alles in seiner Macht Stehende für sie getan hat. Er besorgte Briefe, Bücher und Koffer, erkundigte sich nach ihrem Befinden und beruhigte sie über die politischen Entwicklungen. Sooft es ihm seine Zeit erlaubte, fuhr er von der Kleinseite in die Prager Altstadt und machte ihr einen Besuch. Da er sich vielfach gegen – nicht überlieferte – Anschuldigungen verteidigte, muss sich der Leser fragen, was Rahel Levin Varnhagen von diesem viel beschäftigten Mann noch mehr verlangt habe? Ihrem späteren Gatten gegenüber schilderte sie ihre eigene Sicht des Verhältnisses:

Von Gentz möchte' ich Dir gerne schreiben, kann aber nicht; er thut mir Artigkeiten, wie Graf Metternich sie mir thäte, wenn ich ihn fünfzehnmal gesehen hätte [...]; glaubt, er bringt mir ein Opfer, wenn er von der Kleinseite zu mir fährt, alle acht, vierzehn Tage. Antwortet mir auf jedes Billet: hat ein Bedürfnis – welches er befriedigt, wenn er mich sieht, – mir alles zu sagen was ihn interessiert. Fragt mich nach *nichts*. Kurz, hat kein Gedächtnis im Herzen. Kennt keine Welt mehr, als die aus Koterien vornehmer Leute besteht.

Die Länge der Klage, die folgt, macht deutlich, wie nahe ihr die Veränderung des Freundes gegangen sein muss, so dass sie sich selbst abschließend wunderte: „Daß in *dieser* Zeit, bei *dieser* Gefahr, bei *diesen* Verwundeten mir noch etwas das Herz atterriren kann, *il ne cesse pas de m'atterer le coeur*.“¹⁹⁰

Sie erklärt es sich mit seinem veränderten Umgang und dem schädlichen Einfluss der Diplomatie allgemein: „Visiten werden Pflichten; Anzüge, Kartenspiel, das müßigste Klatschen – Geschäfte; wichtige [...]. So haben sie eine eigene Phraseologie im Reden, wie in den Depeschen“ – und in den Billets an ehemalige Freundinnen. Gentz selbst bestätigt ihr einmal, dass er für ihren Anspruch kein Gegenwert bieten könne: „Ich danke für Ihr höchst liebenswürdiges Billet. Ich fürchte aber, ich zittre davor: Sie fliegen zu hoch für mich.“ Dass sie ihren alten Umgang nicht aufrecht erhalten können, wollte er auch in ihrer komplizierten Persönlichkeit begründet sehen: „Sie kann man nicht à bâton rompu kultivieren, Sie sind selbst ein Geschäft, ein großes und verwickeltes, welches allein die ganze Zeit eines Menschen fordern würde.“¹⁹¹

in den 1820er-Jahren verbrannte. Zur Überlieferung und Druckgeschichte dieses Briefwechsels vgl. auch Hahn 1990(a), S. 42 f.

¹⁹⁰ Dies und das folgende Zitat: Rahel Levin Varnhagen an Karl August Varnhagen, 2. 9. 1813, in: GW II, S. 116 f. Hervorhebung im Original.

¹⁹¹ Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, 9. 9. 1813 und 4. 10. 1813, in: Schlesier 1840, S. 149 bzw. 159.

Nichtsdestotrotz suchte er sie auf und nutzte ihr Talent als Zuhörerin, was sie sarkastisch als seine „Beichten“ bezeichnete.

Rahel Levin Varnhagen erkannte klar, unter welchen Bedingungen sie den früheren intimen Umgang mit Gentz wieder aufnehmen könnte: „Leben aber könnte ich nur mit ihm, wenn ich eine Herzogin wäre, oder mit seinen umging: sonst gibt er’s gar nicht zu“.¹⁹² Marianne Meyer Eybenberg, geboren als Berliner Kaufmannstochter und Rahel Levin Varnhagen in Herkunft und intellektuellem Anspruch vergleichbar, war diesen Weg gegangen. Sie hatte einen Adelstitel und bewegte sich, wie Gentz selbst bezeugte, gern in denselben Kreisen wie er.¹⁹³

Als Gattin des Diplomaten Varnhagen von Ense wurde Rahel Levin Varnhagen dann gelegentlich Gentz’ Gast auf dem Wiener Kongress. Danach verlor man sich weitgehend aus den Augen. Erst die Leidenschaft Gentz’ zur einer jungen Tänzerin, die in Berlin gastierte, führte noch einmal zu einem intensiven Briefwechsel. Gentz zeigte sich Rahel Levin Varnhagen außerordentlich dankbar dafür, dass sie die Künstlerin zu sich einlud.¹⁹⁴ 30 Jahre nach Beginn ihrer Beziehung wurde Rahel Levin Varnhagen so noch einmal ‚Bündnispartnerin‘ in Liebeshingen.

Auf ihre gedruckten Texte, die sie jetzt einem Brief an ihn beilegte, reagierte Gentz allerdings nicht. Obwohl er sie wie eine „Weynachtsgabe“ erwarten wollte, gab er ihr keinen Kommentar dazu.¹⁹⁵ Der Widerspruch ihres Verhältnisses blieb bis zum Ende unaufgelöst und veranlasste Rahel Levin Varnhagen zu einem der schönsten Nachrufe auf Gentz:

Seine Perfidien – er übte sie reichlich, gegen mich – sind anders als der andern ihre: er gleitete wie in einem Glücksschlitten fliegend auf einer Bahn, auf der er allein war; und niemand darf sich ihm vergleichen; auf diesem Weg dann, sah er, nicht mehr wie auf der

192 Rahel Levin Varnhagen an Karl August Varnhagen, 2. 9. 1813, in: GW II, S. 117.

193 Einen Badesommer in Teplitz fasste er zusammen: „Frau von Eybenberg hatte sich ganz den Kurländerinnen verschrieben“, und „Das Glänzendste in diesem Teplitzer Getümmel war unstreitig die kurländische Familie.“ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 25. 8. 1803, in: Wittichen 1910, S. 141f. Gemeint sind die Herzogin Dorothea von Kurland und ihre Töchter, Prinzessinnen von Kurland.

194 „Vorgestern abend dann waren Therese und Fanny zu einem kleinen souper bey mir.“ Vgl. Rahel Levin Varnhagen an Friedrich von Gentz, 9. 10. 1830, ungedruckt, SV 66. – Ihre Äußerungen über Fanny sind in den gedruckten Ausgaben weitestgehend gekürzt, aus nicht verständlichen Gründen, da damit auch ein wesentliches Motiv für diesen Briefwechsel fehlt.

195 Friedrich von Gentz an Rahel Levin Varnhagen, 18. 10. 1830, in: SV 66, modernisiert und gekürzt gedruckt ist der Wiederanknüpfungsbrief in Kemp 1979, Bd. III, S. 178 ff. Barbara Hahn fasst das Verhältnis der beiden Korrespondenten so zusammen: „Von keinem anderen ihrer vielen Freunde fühlte sich Rahel so oft und so tief gekränkt wie von Gentz.“ Hahn 1990(a), S. 78.

Erde, weder rechts noch links [...]. Ungestraft ließ ich's, so lange er lebte nicht hingehn. Nun aber, beim Fazit, bleibt mir nur reine lebendige Liebe. Dies sei sein Epitaph!¹⁹⁶

4.2 Von der „unschätzbaren Ressource“ zur „eingefleischten Jüdin“ – Gentz und das Arnsteinersche Haus

Das Verhältnis Friedrich von Gentz' zur Familie Arnstein ist nicht nur deswegen ein dankbares Untersuchungsfeld, weil es den Publizisten zu aufreizend deutlichen Formulierungen bewegte. Es kann als paradigmatisch gelten für die Entwicklung von anfänglicher Begeisterung zur totalen Ablehnung einer Person, obwohl oder weil man ihr einen Teil seines Aufstiegs zu verdanken hat. Da die Formulierungen zum Haus Arnstein Juden in Berlin und Wien thematisieren, wird hier zugleich deutlich, was Gentz und sein Briefpartner als ‚durchgängig jüdisch‘ betrachten.

Als Gentz 1802 nach Wien kam, war das Leben der Wiener Juden noch weitgehend von dem Josephinischen Toleranzpatent bestimmt.¹⁹⁷ Diese Regelung hatte unter einige, aber keineswegs unter alle Juden betreffende Beschränkungen und Schikanen einen Schlusstrich gezogen.¹⁹⁸ Die Toleranzpolitik unter Joseph II. bewirkte im Verhältnis der jüdischen Führungsschicht zum Wiener Hof keine grundlegende Änderung, nur eine Verschiebung.¹⁹⁹ Als Beispiel für die Anerkennung einzelner jüdischer nobilitierter Familien im Wien dieser Zeit wird oft der Erfolg des Bankhauses Arnstein und Eskeles bzw.

¹⁹⁶ Rahel Levin Varnhagen an Leopold Ranke, 15. 6. 1832, in: Kemp 1979, Bd. III, S. 201.

¹⁹⁷ Nach dem Tod Maria Theresias wurden im Mai 1781 Gesetze „zur besseren Bildung und Nutzung der Juden für den Staat“ erlassen, die 1782 durch das Toleranzedikt für die Juden Wiens und Niederösterreichs ergänzt wurden.

¹⁹⁸ Wenige Beispiele machen den paradoxen Zustand deutlich: Das Universitätsstudium und viele christliche Berufskarrieren standen ihnen jetzt offen, die Zuwanderung insbesondere nach Wien war allerdings noch beschränkt. Der Leibzoll bei der Einreise wurde aufgehoben, die Heiratstaxen und die Toleranzsteuer blieben bestehen. Die Wahl des Wohnortes war jetzt frei, die Gründung neuer jüdischer Gemeinden wurde verboten, weshalb in Wien Synagoge oder Gemeindevorsteher nicht gestattet wurden. Unter Franz II. wurde in Wien dazu ein Einwanderungsamt für Juden eingerichtet, bei dem Aufenthaltsgenehmigungen zu erwerben und zu verlängern waren, gegen Gebühr natürlich. 1782, im Jahr des Toleranzpatents, lebten 33 jüdische Familien in Wien. Diese Zahl stieg bis 1790 auf 72 Familien. „Doch zeigt die Tatsache, daß sich 1847 lediglich 197 tolerierte Familien in Wien aufhielten, wie restriktiv die Maßnahmen weiterhin blieben.“ Hecht / Lichtblau / Miller 2001, Bd. 1. S. 127.

¹⁹⁹ Bei der Zusammenarbeit in Finanzfragen mischte sich jetzt die „hofjüdische Komponente“ mit einem Unternehmertum, das wohl eine traditionelle Bindung an die Interessen der Obrigkeit aufwies, zugleich aber schon Elemente freien Wirtschaftens enthielt.“ Lohrmann 2000, S. 195.

die Attraktivität der Salons ihrer Gattinnen Fanny und Caecilie, beide geborene Itzigs aus Berlin, genannt. Die geschäftlichen und gesellschaftlichen Erfolge der Arnsteins und Eskeles' fanden um den Wiener Kongress ihren Höhepunkt. Ob die Salons, die von jüdischen und nichtjüdischen Gästen besucht wurden, ein Symbol dafür sein können, dass in der ganzen Wiener Gesellschaft die Grenzen zwischen den beiden Gruppen fielen, ist in der Sekundärliteratur umstritten.²⁰⁰ Wie zu zeigen sein wird, zogen einige Gäste, wie eben Friedrich von Gentz, noch feinere Grenzen zwischen akzeptablen und „zu jüdischen“ jüdischen Salons.

Friedrich von Gentz hatte Fanny von Arnstein und ihre Tochter Henriette im Herbst 1801 während eines Berlinbesuches der beiden Wienerinnen kennengelernt. Schon vor der Ankunft hatte er sich sehr interessiert an den „neuen Juden“ gezeigt.²⁰¹ „Die Nachricht von der Arnstein freut mich sehr. Ich finde sie in der Tat so interessant, daß ich wünsche, ihr sehr zu gefallen“.²⁰² Die Zusammentreffen bei diversen Tees und Soupers müssen zum gegenseitigen Vergnügen ausgefallen sein, denn Gentz schlug noch am letzten Tag ihres Aufenthaltes einen Besuch vor, um sich von ihnen standesgemäß zu verabschieden. In der für seine Billets typischen Vermischung von Politik und Privatem hielt er zwei Monate später fest, dass der Friede von Amiens nicht so schön sei wie der Hals der von Arnstein.²⁰³ Wieviel er sich eigentlich von der Bekanntschaft mit Arnsteins versprach, zeigt sich darin, dass ihr Haus nach seinem Umzug in Wien das erste und lange Zeit das einzige „große Haus“ war, in dem er verkehrte, „denn in diesem und nur in diesem konzentriert sich schlechthin alles, was für mich den Unannehmlichkeiten Wiens noch einigermaßen das Gegengewicht hält“.²⁰⁴ In dem ersten langen Brief an Brinckmann nach seiner Ankunft machte er deutlich, dass der Umgang mit dieser Familie das einzige sei, was ihn in der Stadt, die ihm keineswegs gefiel, zu bleiben bewog. Mehrere Bogen Papier widmete Gentz dem „nicht genug zu preisende[n] Vorteil meiner Verbindung mit dem Arnsteinerschen Hause“. Neben

200 Hecht / Lichtblau / Miller sehen Fanny von Arnsteins Salon „symbolisch“ für eine verbesserte Assimilation. Ebd., S. 127. Lohrmann argumentiert hingegen, dass die führenden Familien durch ihre Nähe zum Hof nicht wirklich in die bürgerliche Gesellschaft integriert werden konnten und es eher die jüdischen und nichtjüdischen „Vertreter der Intelligenz“ waren, die einander im Vormärz näher kamen. Lohrmann 2000, S. 200 f.

201 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 20. 9. 1801, in: Wittichen 1910, S. 79.

202 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 29. 12. 1801, in: Wittichen 1910, S. 82.

203 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, Ende März 1802, in: Wittichen 1910, S. 91.

204 Dies und alle folgenden Zitate: Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802, in: Wittichen 1910, S. 97 f.

dem persönlichen Charme der verschiedenen Familienmitglieder – Gentz zeigte sich nachhaltig begeistert von den Schwestern Fannys, den Frauen Eskeles, Levy und Ephraim – erklärte er Brinckmann begeistert, welche Netzwerkfunktion dieses Haus erfülle und was ihm seine jüdische Bekanntschaft für Vorteile verschaffe:

Das Arnsteinersche Haus ist die größte, und gewissermaßen die einzige Ressource aller hier ankommenden Fremden, und eine unschätzbare für die, welche, wie ich, durch ältere Bekanntschaft, Verbindungen mit Berlin, und eben die Judenverhältnisse, die wir, mein lieber B., so oft gering geschätzt haben, und die ich jetzt täglich im Staube verehere, einen nähern Anspruch auf Dienstleistungen und Freundschaftsbezeugungen erwerben. [...] Dies Haus ist in mehr als einem Sinne eine kleine Welt. Ohne dasselbe wäre ich schon wieder weit von Wien.

Die ‚Dienstleister‘ ihrerseits waren sich durchaus darüber im Klaren, dass Gentz in ihrem Haus versuchte, in Wien Fuß zu fassen. Eine Woche nach dem begeisterten Brief von seinem Freund erhielt Brinckmann einen anderen aus Wien, von Henriette, der Tochter Fanny von Arnsteins, mit der er einen ebenfalls sehr privaten Briefwechsel führte. Sie wollte von Brinckmann wissen, was Gentz über sie berichtet habe und ‚tauschte‘ gegen ihren Eindruck von Gentz in Wien:

Genz sagt mir er habe Ihnen neulich viel über mich geschrieben. Was sagt er denn? – Sie möchten wohl wissen wie er hier gefällt? ei nun, so so. [...] Er spricht gewaltig schön, ich weiß aber nicht woran das liegt, an ihm oder die Wiener er hat sie nicht überredet ihn hier zu feßeln, wenigstens scheint es nicht so. Er ist beinahe täglich in unserem Hause, spielt, lorgnirt, spielt mit Allen, viel lustiges mit T. Ephraim die er sehr liebt, die Klarenz (lassen Sie sich diese Dame von Lilla erklären) favorisiert er, mit der Eibenberg lobt er Goethe, mit mir redet er von Gall, mit Mama nekt er sich, mit Papa spielt er piquet, mit T. Levy geht er spazieren, bei T. Eskeles dinirt er gern, weil sie einen guten Ruf hat, muß aber doch zu Trautmannsdorf obgleich er einen schlechten Ruf hat - - - nun da habe ich ja in der Geschwindigkeit eine ganze Menge von Genz erzählt. Ists Ihnen so recht? Ich könnte Ihnen noch mehr erzählen, aber Sie werden sich's doch wohl denken wenn ich Ihnen sage dass es der *Alte* Genz ist – seyn *alt* – meine aber – ebendeßhalb – wie in Berlin.²⁰⁵

Bis zu seiner Abreise nach England verkehrt Gentz weiter bei Arnsteins, zog, wie im Brief beschrieben, weiterhin alle Register seines diplomatischen Geschicks, nahm auch lebhaften Anteil an den familiären Entwicklungen. Die nach Berlin zurückgekehrten Schwestern Itzig ließ er in jedem Brief vorzüglich grüßen als „diese meine unvergleichliche und unvergessliche [sic] Freundinnen“, und nach dreimonatiger Abwesenheit in England war Gentz' erste Frage

205 Henriette Arnstein Pereira an Gustav von Brinckmann, 20. 8. 1802, ungedruckt, BA P.

an den Freund: „Wissen Sie denn nichts von Arnsteiners“?²⁰⁶ Am Ende dieses Jahres jedoch endete ein Brief übergangslos mit dem PS: „Mit der Arnsteiner bin ich ganz brouilliert. Der Teufel hole die Juden!“²⁰⁷ Die Frage an den Text zwischen den Zeilen muss lauten: Was war passiert?

Der heftige Bruch mit dem Haus Arnstein, der endgültig sein und sogar den Wiener Kongress überdauern sollte, wurde im Briefwechsel mit Brinckmann nicht vorbereitet, nicht direkt erklärt, auch wenn Gentz Erklärungen dazu abgab. Folgt man seinem Rückblick, war „die erste Veranlassung (nicht die einzige) zu meiner Brouillerie mit der Arnsteiner [...] ein heftiger Streit über Pauline“.²⁰⁸ Pauline Wiesel, eine für ihre Schönheit und ihren Charme in Berlin und Wien berühmte Frau, war schon bei Zeitgenossen umstritten und löste sehr gegensätzliche Emotionen aus. Die Geliebte zahlreicher Salongäste, darunter Gentz und vermutlich Brinckmann, galt einigen davon als noch geistreicher als Rahel Levin Varnhagen, andere nahmen ihre mangelnde formale Bildung als Symptom einer allgemeinen Haltlosigkeit.

Die A. sprach von ihr, wie es einer gemeinen Judenkreatur wohl ansteht und gebührt; sie ging in ihrer Verwegenheit so weit, mir das *Recht*, eine „solche Person!“ noch zu verteidigen, absprechen zu wollen; ich aber fing Feuer, und setzte ihr, vielleicht etwas zu *deutlich*, auseinander, wie und warum sie sich nicht anmaßen dürfte, über „eine solche Person“ auch nur zu denken, viel weniger zu reden. – Von diesem Tage an entwickelte sich ihr Haß gegen mich.²⁰⁹

Dass diese Frau einen emotionalen Wortwechsel auslösen konnte, insbesondere wenn ein ehemaliger Liebhaber beteiligt war, ist nicht unwahrscheinlich. Dass sich unter Gentz' Galanterie jedoch eine Hierarchie verbarg, ist bezeichnend: Gentz gestand es Fanny von Arnstein nicht zu, schlecht über Pauline Wiesel zu denken – eine Jüdin durfte sich nicht besser dünken als eine Schauspielerin! Aber es scheint wenig plausibel, dass ein Streit über eine anerkannt umstrittene Person einen fast familiären Umgang nachhaltig beenden konnte, den Gentz seinerseits gesucht hatte. Insofern ist Hilde Spiel Recht zu geben, die andere Ursachen hinter dem Bruch vermutet und den Wortwechsel als Vorwand betrachtet, den Gentz brauchte, um das Haus Arnstein zu meiden.²¹⁰

Was wirklich vorgefallen war, lässt sich nur aus der Gesamtschau mehrerer Briefwechsel rekonstruieren. Zwischen Gentz' ersten begeisterten Berichten über das „in jeder Rücksicht preiswürdige Weib“ Fanny von Arnstein und sei-

206 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 2. 1. 1803, in: Wittichen 1910, S. 103.

207 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 3. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 178.

208 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 180.

209 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 181.

210 Vgl. Spiel 1992, S. 274 ff.

ner Wut auf die „gemeine Judenkreatur“²¹¹ lagen zwei möglicherweise prägende Ereignisse: Gentz' gesellschaftlich äußerst erfolgreiche Reise nach England und Carl Wilhelm Grattenauers Publikation mehrerer Schmähchriften unter dem Titel *Wider die Juden*. Beide Faktoren trugen auf unterschiedliche Art dazu bei, dass Gentz sich innerhalb der Wiener Gesellschaft neu positionierte. Die Reise nach London bestätigte ihn in seinem Entschluss, politisch auf einer höheren Ebene wirksam zu werden. Seinen zweimonatigen Aufenthalt in London fasste Gentz zusammen: „England gehört mir jetzt“.²¹² Möglicherweise kamen aus England, wie Hilde Spiel schreibt, die notwendigeren „gewichtigeren Empfehlungen“, die ihm die Tür der adligeren Palais und der Botschaftersitze in Wien nun öffneten.²¹³ Jedenfalls untersuchte er die Wiener Geselligkeiten danach mit nahezu strategischem Vorgehen: „Man muss sich in Wien schlechterdings auf eine gewisse Anzahl Menschen beschränken; denn die Gesellschaft ist so unermesslich, und dabei so zerrissen, daß man schlechterdings wählen muß, wenn man etwas Ordentliches genießen, und dabei doch nicht ganz von Kräften und von Sinnen kommen will“.²¹⁴ Einen Monat später hatte er sich schließlich unter verschiedenen adligen Häusern das der Gräfin Rasumowski als Stammhaus ausgesucht. „Die übrigen großen Häuser in Wien rangieren bloß nach dem Grade der Güte ihrer Diners; ihre Leere und Langeweile ist grenzenlos“.²¹⁵ Damit Brinckmann sich ein Bild machen könne, fügte er hinzu: „Die Weiber [der großen Häuser] sind, wie bei den Juden, um hundert Prozent besser als die Männer, und einige sind sehr liebenswürdig; aber das Ganze ist ein elendes Gemisch von unschmackhafter Sinnlichkeit und vornehmer Misere“.²¹⁶ Bereits hier könnte man anmerken: Er verglich die jüdischen Salons mit den „großen Häusern“, er rechnete sie nicht mehr dazu. In den folgenden Monaten häuften sich die Berichte von Diners in verschiedenen Häusern und die adligen Namen, zugleich ironisierte Gentz die Auswahlkriterien seines Umgangs, wenn er schrieb: „Karlsbad. Hier bleibe ich so lange, als

211 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 11. 8. 1802 und 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 98 bzw. 181.

212 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 2. 1. 1803, in: Wittichen 1910, S. 102. Hervorhebung im Original. Tatsächlich war er seiner publizistischen Dienste für die englische Regierung wegen in allerhöchsten Kreisen empfangen, mit großen Ehren und, für ihn vielleicht noch wichtiger, mit politischen Dokumenten und Informationen überhäuft worden. Hinzu kamen einflussreiche Kontakte: „Die Bekanntschaft mit allem, was es nur Interessantes in allen Parteien gibt, dieses für einen Fremden so schwer zu erreichende Gut, ist mir unter anderm in seinem ganzen Umfange zuteil geworden.“ Ebd.

213 Spiel 1992, S. 278 f.

214 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 16. 3. 1803, in: Wittichen 1910, S. 111.

215 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 26. 4. 1803, in: Wittichen 1910, S. 127.

216 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 26. 4. 1803, in: Wittichen 1910, S. 127.

Rasumoffski, seine drei Köche, und seine zwanzig Pferde bleiben – dann suche ich die Köche des Grafen Choteck, des Fürsten Lobkowitz ec auf“.²¹⁷ Dass der Name Arnstein in dieser Zeit nicht fiel, könnte damit zu tun haben, dass die Dame des Hauses in diesem Sommer nicht in der Stadt war. Auch nach ihrer Rückkehr war es in keiner Hinsicht ungewöhnlich, wenn ein Gentz, dem „la bonne société die *conditio sine qua non* meiner Existenz geworden“ war, ein Diner bei der Arnstein nur am Rande erwähnte oder sich über schlechte Gesellschaft dort beschwerte.²¹⁸ Auffallend ist aber, *in welcher Begrifflichkeit* er sich von Fanny Arnstein und ihrem Haus abwandte. Nach dem Streit über Pauline Wiesel verkehrte er die Rollen, stellte sich als den gesellschaftlich Einflussreicheren dar und nannte „ihre längst genährte Wut über meine gute Aufnahme in der ihr verschlossnen und von ihr mit wahrer Judenwut beneideten großen Welt“ als eine Ursache für den Bruch. Und er sei nicht der einzige, den dies Verhalten abschreckte: „Auch Mariane geht fast mit keinem Fuße mehr hin, und ist, gleich mir, vollkommen disgraziiert. Auch diese hat einige Male der Arnst. ihre wahrhaft niederträchtige Äußerungen über Pauline recht wacker vorgeworfen; aber an so einer eingefleischten Jüdin, wie die A. ist alles verloren“.²¹⁹ Dass Marianne Meyer Eybenberg selbst jüdischer Herkunft war, wurde in dieser Argumentation ausgeblendet.

In den folgenden Jahren war im Briefwechsel noch gelegentlich von der Familie Arnstein die Rede, auch wenn Gentz immer darauf hinwies, dass sein „Bruch mit dem Hause unheilbar“ sei und dass er seine Distanz zu den Juden nicht bedaure: „warum soll man mitten unter so vielen Schrecknissen auch noch Juden sehen!“ Von Henriette Arnstein Pereira, die nach ihrer Heirat sich auf ihr Eheleben zurückzog, berichtet er, daß „sie bloß mit einem Wechselbalg von Judenkinde spielt“. Ihr Gatte Pereira, den er zuvor als Gentleman geschildert und „gar nicht jüdisch“ gefunden hatte, war jetzt ein „verruchter Jude“.²²⁰

4.3 „Wider die Juden“ – Zum Einfluss Carl Wilhelm Friedrich Grattenauers

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese auffallend veränderte Wortwahl und Wertung damit zusammenhing, dass Gentz sich 1803 intensiv mit antijüdischer Lektüre beschäftigte, der mehrbändigen Warnung „*Wider die Juden*“.²²¹ Seine

²¹⁷ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 29. 6. 1803, in: Wittichen 1910, S. 136.

²¹⁸ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 29. 6. 1803, in: Wittichen 1910, S. 136.

²¹⁹ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 181.

²²⁰ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 17. 6. 1804 und 22. 8. 1804, in: Wittichen 1910, S. 199 f. bzw. 217.

²²¹ Grattenauers antisemitische Pamphlete erschienen 1803 in kurzer Folge in Berlin. Vgl. Grattenauer 1803a–c.

Auseinandersetzung mit dieser zunächst anonym erschienenen Polemik ist ebenfalls im Briefwechsel mit Brinckmann überliefert. Gentz hatte diesen Text nicht selbsttätig auf seine Leseliste gesetzt, sondern der Autor Grattenauer, dessen Urheberschaft in Berlin bald bekannt wurde, war zugleich Gentz' Anwalt und ihm auch in Finanzgeschäften verbunden. Gentz zeigte sich zunächst äußerst peinlich berührt, dass sein Geschäftspartner der Autor solch einer Schrift war: „Mit welchem tiefen Unwillen, Abscheu, und Ekel ich diese verwünschten großen Buchstaben in der Berliner Zeitung²²² erblickt habe, vermag ich Ihnen nicht zu beschreiben. [...] den Verdacht, an seinen infamen Scharteken den entferntesten Teil zu nehmen, ertrage ich nicht“.²²³ Ohne das Buch gelesen zu haben, erteilte Gentz Brinckmann den Auftrag, in Berlin „so allgemein, so laut, und so nachdrücklich als es Ihnen nur immer möglich ist, zu erklären, daß ich bis jetzt von der Grattenauerschen Schrift nicht einen Buchstaben gesehen, [...] sie zum voraus mit allen Kräften meiner Seele missbillige, verwerfe, und verstoße.“ Brinckmann erhielt sogar die Vollmacht, diesen Text in einer Zeitung zu inserieren, sollte Gentz mit diesen „pöbelhaften Produkten“ in Verbindung gebracht werden. Die ganze Angelegenheit brachte Gentz so auf, dass er sich vornahm, nächstens die Seite des Brinckmannschen Briefes, die von Grattenauer handelten, mit weißem Papier zuzukleben, damit er den Rest des Briefes beantworten könne.²²⁴

In der Zwischenzeit las er Grattenauers Text selbst und – widerrief sein Urteil. Zwar zog er nicht seine Empörung über die Tatsache zurück, dass solche „Judenschriften“ veröffentlicht wurden, aber er widerrief seine Kritik am Inhalt dieser „viel zu ungerecht behandelten Produkte.“ Noch als er die Bücher das erste Mal gesehen habe, sei ihm „physisch übel“ gewesen. „Aber der Wahrheit zu Ehren, aber zum gerechten Lobe der unbestechlichen Unbefangenheit meines Gemütes muß ich sagen, – daß ich sie, trotz alles bisher Gesagtem, mit außerordentlichem Wohlgefallen gelesen habe“.²²⁵ In Ausführlichkeit lobte Gentz nun die Belesenheit des Autors zum Thema, den ihm unerschöpflich scheinenden Witz und die Schreibart. „Der Stil derselben erinnert unwillkür-

222 Die Berliner Blätter brachten große Anzeigen der Schrift, bevor sie von der Regierung verboten wurde.

223 Dies und das folgende Zitat: Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 10. 9. 1803, in: Wittichen 1910, S. 152.

224 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 10. 9. 1803, in: Wittichen 1910, S. 153.

225 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 164.

lich an den polemischen Stil Lessings“.²²⁶ Dass Grattenauer oftmals simplifizierend pauschal, durchgängig polemisch geradezu anti-lessingsch älteste jüdenfeindliche Klischees zusammensammelte, um letztlich die Wiedereinführung oder Beibehaltung aller Restriktionen gegen Juden zu fordern, übersah Gentz, bzw. es gefiel ihm. Da Brinckmann nicht seiner Meinung war, ging er ins Detail: „Die Untersuchungen über den Titel: *Jude*, über den *Judengestank*, über die *Judendoktorei*, über die *Appretur der jüdischen Frauen* (*Appretur* ist der Unsterblichkeit wert, und wird gewiss nicht vergessen, solange es Juden gibt) – alle diese Stücke hätten dem größten Schriftsteller Ehre gemacht“.²²⁷ Gentz, der „gelacht [habe] bis zum weinen“, konnte seiner Verwunderung nicht oft genug Ausdruck geben, dass Brinckmann solche Schriften als „nichtswürdige Scharteken“ bezeichnen, und den Verfasser als einen „tollen Hund“ (welches er allenfalls in objektiver, aber gewiß nicht in subjektiver Rücksicht ist) behandeln“ konnte. Er sei sich hingegen ganz sicher, dass ihr dritter gemeinsamer Freund die Schrift wirklich genießen könnte und wollte „einen Kurier nach Rom schicken, um Humboldt dies Hauptfest zu bereiten“.²²⁸

226 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 164. Tatsächlich ergibt eine stilistische Untersuchung der Texte Grattenauers, dass alle Elemente verwandt wurden, die eine „Sprache der Judenfeindschaft“ kennzeichnen, wie Tiermetaphern, Generalisierungen, Übertreibungen oder affektive Wortreihen wie „putenschnäbliger, schwarzköpfiger, schmutziger, kurzer, dicker Jude“ oder „talmudisch-kabalistisch-rabbinische [...] Sophisterei.“ Dass der stilsichere Publizist Gentz diese stereotypentriefende Sprache mochte, ist verwunderlich. Vgl. Grattenauer 1803(a), S. 43, ders. 1803(b), S. 12. Vgl. Hartzitz 1995.

227 Dies und alle folgenden Zitate: Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 164 f. Hervorhebung im Original. *Appretur* ist von Grattenauer möglicherweise als Anspielung auf eine Schrift Moses Mendelssohns verwandt, der sich für eine Verbesserung der *Appretur* der brandenburgischen Seidenstoffe eingesetzt hatte. (*Appretur* ist eine Sammelbezeichnung für alle am Rohstoff vorgenommenen Verschönerungen). Vgl. Jakubowski 1995, S. 206, Anm. 12.

228 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 164 f. Als „tollen Hund“ im Sinne von tollwütig hatte demnach Brinckmann Grattenauer bezeichnet und Gentz argumentierte dagegen. Grattenauer wandte für seine Pamphlete einen rhetorisch-dramaturgischen Kniff an: Unter dem Vorwand, er sei falsch verstanden worden, verschärfte er seine Thesen von Erklärung zu Erklärung. Auf die Einleitung „Die *jüdischen Elegants* sollen von mir gekränkt sein?“ folgte beispielsweise der Gegenbeweis, es gäbe ja gar keinen eleganten Juden. Die Menschenrechte für Juden habe er nicht hinterfragt, weil sie ein Widerspruch in sich seien. Grattenauer 1803(b), S. 8 und 5. Hervorhebung im Original. Ähnlich arbeitete er seine Ausfälle gegen „Judengestank“ etc. in den späteren Schriften richtig aus, weshalb Gentz meinte, Brinckmann habe diese nicht gelesen und daher das Beste verpasst. Tatsächlich stand der Verfasser mit allen Schriften zu seinem „Haß“ auf das „orientalische Fremdlingsvolk“ und wollte sie eindeutig als Warnung verstanden wissen. Grattenauer 1803(b), S. 36.

Es fällt auf, dass Gentz von den Schmähungen Grattenauers da ganz besonders angetan war, wo er sie auf sein Lebensumfeld anwenden konnte. Er lobte die Artikel über den geselligen Ton, den Adel und die Jüdinnen, die Gustav von Brinckmann sich noch einmal genauer ansehen sollte. Grattenauer hatte polemisiert, dass ihre elegante Garderobe dazu diene, den „eigenthümlichen Geruch“ zu überdecken, und dabei den gebildeten Jüdinnen die echte Weiblichkeit abgesprochen.²²⁹ In der Sekundärliteratur wird angenommen, dass Grattenauer sich mit Folgendem auf jüdische Salonfrauen bezog:²³⁰

Sie lesen viele Bücher, sprechen mehrere Sprachen, spielen manche Argumente, zeichnen in verschiedenen Manieren, malen in allen Farben, tanzen in allen Formen und besitzen alles Einzelne, besitzen aber nicht die Kunst, alle die Einzelheiten zu einer schönen Weiblichkeit zu verbinden. Den feinen Takt der großen Welt lernen sie weder in Paris, noch in Berlin, noch in Wien, sie mögen mit Prinzen, Fürsten, Grafen und Herren umgehen so lange sie wollen.

Tatsächlich finden sich in einem anderen Text Grattenauers namentliche Anspielungen auf Salons, zumindest auf Familien, die gastgeberisch tätig waren: „die so genannten Lords vom Stamm Levi, die Baronets vom Stamm Ephraim“.²³¹

Der Hinweis, dass seine Analyse Grattenauers nur ein „rein literarisches Bekenntnis“ Brinckmann gegenüber sei, widerlegte Gentz selbst durch seine Freude darüber, „daß der Schlag, den die Juden erlitten, sehr ernsthaft und mächtig gewesen ist. Ich behaupte, daß sie noch nie mit solcher Superiorität angegriffen worden sind“.²³² Gentz fand die Juden nicht nur auf geschickte Weise, er fand sie berechtigterweise angegriffen. Dennoch wollte er nicht, dass seine Meinung publik würde. Während er seine ursprüngliche Abscheu in der Zeitung gedruckt haben wollte, „beschwor“ er Brinckmann jetzt, seine Zustimmung nicht laut werden zu lassen.

Der These Spiels, dass Gentz sich nach der Lektüre Grattenauers von Arnsteins aus „erfrischtem Judenhass“ abwandte, ist dennoch nur zum Teil zuzu-

229 Grattenauer 1803(b), S. 11.

230 Das vermutet auch Hilde Spiel, die diese Stelle zitiert: Spiel 1992, S. 279. Jakobowski geht davon aus, dass mit Grattenauers Kritik implizit vor allem Rahel Levin Varnhagen gemeint sei, Belege dafür werden nicht gegeben. Als Häme gegen die gebildeten Jüdinnen der Salons allgemein kann Grattenauer sehr wohl gelesen werden. Sein Text enthält u. a. alle Klischees, die spätere Salonsatiren verwenden. Vgl. Jakobowski 1995.

231 Grattenauer 1803b, S. 8. In 1803(b) finden sich viele namentliche „Abrechnungen“, u. a. gegen Mendelssohn, Maimon, und Ascher. Eine einzige positive Erwähnung findet sich betr. Markus Herz. Ebd., S. 16.

232 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 164 f.

stimmen. In demselben Brief, in dem er begeistert über Grattenauer schrieb, erwähnte er nebenbei auch Arnsteins, ohne aber seine neuen Erkenntnisse über Jüdinnen gleich auf sie anzuwenden. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass er auf einem Diner der Marianne Meyer Eybenberg offen über Grattenauer geredet hat.²³³ Gentz betrachtete gesellschaftlichen Umgang ab 1803 grundsätzlich strategisch und der politischen Karriere untergeordnet: „Ich kann und will nie der Gesellschaft entsagen, aber sie soll schlechterdings wieder in den zweiten Rang gestoßen werden, wohin sie allemal gehört, wenn sie nicht unbedingten Wert hat (wie jene der Levi, der Humboldts, der Brinckmanns ec.)“.²³⁴ Er hatte allerdings, schon Wochen vor der Grattenauer-Lektüre oder dem Streit mit Fanny von Arnstein überlegt, ob er noch weiterhin ihren Salon besuchen sollte. Gentz unterschied zu dieser Zeit zwei Arten von „bonne société“, solche, die man zu einem bestimmten Zweck aussuchte und aufsuchte und solche, die einen unbedingten, einen Wert „an sich“ habe. Die Arnsteins und Eskeles’ boten ihm demnach 1803 weder nützlichen noch „an sich“ wertvollen Umgang.

Die Gesellschaft in diesen beiden Häusern, so sehr ich auch die beiden Schwestern ehre, grenzt doch immer gar zu sehr an *mauvaise société*. Nun ich mich einmal in Wien orientiert habe, um die bessere zu suchen, kostet es mich allemal Überwindung, dorthin zu gehen; aber es wäre krasse Undankbarkeit, wenn ich sie vernachlässigte; und dieser werde ich mich nie schuldig machen.²³⁵

Wenige Wochen später enthoben ihn die Auseinandersetzungen mit der Hausherrin aller weiteren Dankbarkeitserwägungen, der Umgang konnte beendet werden, er verließ das Haus Arnstein, seiner Selbstdarstellung nach, als ‚Kavalier‘, der eine Schauspielerin gegen eine Jüdin verteidigt hatte.

Bemerkenswert ist, dass Gentz trotz seiner pauschal wirkenden Verurteilung der Juden einzelne davon ausnehmen konnte. Hannah Arendt hält sein Vorgehen für nicht untypisch in dieser Zeit: „[...] so kennt jeder Antisemit seinen ‚Ausnahmejuden‘“.²³⁶ Tatsächlich scheint es Gentz möglich gewesen zu sein, den jüdischen Zusammenhang in seiner Wahrnehmung der Frauen ein-

233 In einem Brief an ihre Schwester fragt Marianne Meyer Eybenberg erschrocken an: „[...] mus ich Dich fragen, welche Wirkung *Grattenauers* Schriften auf die *sainte nation* hatten – [...] ist es wahr dass die Verwaltung gegen die Juden aufs höchste gestiegen ist? Dass manche seitdem im Stillen Maultaschen erhalten?“ Zuvor erwähnte sie, dass sie am Tage zuvor ein Diner gegeben hatte, bei dem u. a. Gentz zu Gast war. Marianne Meyer Eybenberg an Sara Meyer Grothaus, 26. 10. 1803, ungedruckt, SV 57. Schreibung im Original.

234 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 2. 3. 1803, in: Wittichen 1910, S. 108 f.

235 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 8. 10. 1803, in: Wittichen 1910, S. 168.

236 Arendt 2001, S. 97.

und auszublenden. Seine Verehrung für die anderen Schwestern Itzig, namentlich Madame Levy und Madame Ephraim, blieb von seinem Streit mit Fanny Arnstein unberührt, und er fuhr fort, sich ihnen empfehlen zu lassen.²³⁷ Auch 1804 hieß es: „Ich habe nicht das geringste gegen Henriette, und würde mich mit ihr wahrscheinlich nie verzürnt haben, [...] so lag die Schuld bloß an ihrer unausstehlichen Mutter.“ Sein Hass richtete sich gegen Fanny von Arnstein, und er sah sich in seiner Abneigung bestärkt dadurch, dass ihr Haus „ganz verlassen“ sei.²³⁸ Dass er darin selbst auch nicht mehr empfangen wurde, auch nicht zu Zeiten des Wiener Kongresses, als es einer der zentralen Treffpunkte der politischen Akteure war, kommentierte er nicht. Erst lange nach Fanny von Arnsteins Tod traf er mit Baron von Arnstein auf verschiedenen Soireen in der Wiener Gesellschaft wieder zusammen.

Erst merkbar nach dem Bruch mit dem Hause Arnstein wurde „das Judentum“ als solches ein Thema für Gentz, das heißt ein gelegentliches Zusammenreffen mit einer jüdischen Persönlichkeit führte nun verstärkt zu Thesen über die Juden im allgemeinen, meist zu antijüdischen Ausfällen: „Damit doch keiner unsrer Briefe ohne etwas von Juden bestehe, so will ich nur noch kürzlich von einem der scheußlichsten dieser verworfnen Brut handeln, da Sie selbst mich auffordern, über ihn zu sprechen“.²³⁹ Die Begegnung mit dem „Judenjungen“ Salomon Bartholdy, der „ohne Zweifel Verstand“ habe, führte zu der Überlegung: „Verstand haben sie mehr oder weniger alle; nur der soll noch geboren werden, in dem ein Funke von Gemüt, ein Funke wahren Gefühls zu finden wäre“.²⁴⁰ Die Tatsache, dass Marianne Meyer Eybenberg, deren Umgang er zu dieser Zeit immer noch intensiv genoss, zu dieser „Brut“ gehörte, spielte bei dieser Überlegung immer noch keine Rolle. Ohne dass ein Grund erkennbar wäre, steigerte sich Gentz in eine Hasstirade:

237 „Meine Zeit ist mir so kostbar, daß ich, obgleich ein Teil davon nur einmal der Gesellschaft gehört, diesen Teil wenigstens nicht in schlechtester Gesellschaft vergeuden will; und wie schlecht die Gesellschaft der A. jetzt ist (nachdem es weder Henriette [Mendelssohn], noch die Levy und Ephraim aus Berlin mehr darin gibt).“ Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 28. 12. 1803, in: Wittichen 1910, S. 181.

238 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 22. 8. 1804, in: Wittichen 1910, S. 218.

239 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 19. 9. 1804, in: Wittichen 1910, S. 227.

240 Jakob Ludwig Salomon Bartholdy (1779–1825), Diplomat und Mäzen. Der Bruder Lea Mendelssohn Bartholdys erwarb in Italien unter anderem Kunstschatze für Preußen. Er brachte Humboldt in Rom zu der Formulierung: „Er glaubt hier brillirt zu haben, und ganz unwhahr ist es nicht.“ Wilhelm von Humboldt an Gustav von Brinckmann, 10. 12. 1802, in: Leitzmann 1939, S. 140 f. Nicht ohne einen Anflug von Neid berichtete Humboldt über Bartholdys Weltreisepläne, die er aber von dem seiner Meinung nach Ungebildeten ausgeführt „lächerlich“ fand. Ebd.

Der Fluch, der über sie ausgesprochen ward, und der sie verfolgt bis ins zehntausendste Glied, ist eigentlich der, daß sie zu ihrer und der Welt Plage aus der Sphäre des Verstandes, im engern Sinne des Wortes, nie herauskönnen, sondern sich darin herumdrehen müssen, bis ihre schwarzen Seelen zur Hölle fahren. Darum sind die Ungeheuer auch allenthalten, wo der Verstand, der blöde und frevelnde Verstand sich anmaßt, allein zu regieren, auf ihrem wahren Felde; geborene Repräsentanten des Atheismus, des Jakobinismus, der Aufklärerei ec. Noch nie hat ein Jude ernsthaft an Gott geglaubt! Noch nie hat eine Jüdin – ich spreche ohne alle Ausnahme – die wahre Liebe gekannt!²⁴¹

Dies verwundert von demselben Mann, der ein Jahr zuvor Rahel Levin Varnhagen versichert hatte, dass ihre Liebe in der Welt nicht ihresgleichen hätte. Die ehemals „verewigt Kleine“ wurde ihm jetzt rückblickend zu einem ‚verderblichen Umgang‘. Der Genie-Status blieb ihr erhalten, ihre Leidenschaft aber schien ihm gefährlich. Die Idee der durch ihre „schwarzen Seelen“ gefährlichen Juden scheint bei Gentz an eine gewisse Phase gebunden gewesen zu sein. Wenige Jahre später sollte er wieder intensiv mit ihnen zusammenarbeiten und Brinckmann auch wieder mit Stolz berichten, dass Rahel Levin Varnhagen noch eine Schwäche für ihn habe. Erst der letzte Absatz in dem Brief von 1804, der den Wutausbruch gegen die „Brut“ enthielt, deutete, wenn er sie auch nicht erklärte, auf die Ursache der zugrunde liegenden Frustration: „[...] alles Unglück in der modernen Welt kömmt, wenn man es bis in seine letzten Gründe verfolgt, von den Juden her; sie allein haben Bonaparte zum Kaiser gemacht; [...] – Aber genug von diesen Kannibalen!“

Das Gefühl der politischen Machtlosigkeit, das Gentz auf dem Höhepunkt des napoleonischen Erfolges überfiel und das er im selben Brief etwas früher beschrieben hatte, kann Anlass für diesen Ausbruch gewesen sein. Dennoch muss es wundern, dass der zwar emotional argumentierende, aber klar denkende Analytiker der politischen Verhältnisse hier in solche Pauschalitäten verfiel und dem Klischee Vorschub leistete, Bonapartes Erfolg sei eine jüdische Verschwörung. Es ist nicht anzunehmen, dass er in diesem Moment die personifizierten Gegenbeweise, mit denen er bekannt und befreundet war, gegen seine kruden Theorien hätte gelten lassen. Der preußische Patriotismus eines Bartholdy, der explizite Napoleonhass einer Fanny von Arnstein taten nichts zur Sache. Dem Ausbruch ging im Brief eine Reisebeschreibung einer begeisterten Reise in die Alpen voraus, fern von jeder Politik. Begleitet wurde Gentz von einer Schrift des konservativen Theoretikers Adam Müller.

Überaus deutlich wird bei Friedrich von Gentz der Unterschied, den er zwischen privaten Äußerungen, brieflichen Überlegungen zum Judentum oder „Jüdischsein“ und deren Veröffentlichung machte. Nicht nur, dass er Gratten-

241 Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 19. 9. 1804, in: Wittichen 1910, S. 227.

auers Ansichten inhaltlich voll unterstützte und im Brief an Brinckmann sogar ausholend verteidigte, um dem Autor gleichzeitig vorzuwerfen, so etwas veröffentlicht zu haben. Die Thematisierung der jüdischen Herkunft seiner Bekannten war je nach Quellenart auffallend verschieden. In dem – überarbeiteten – Tagebuch wurde die jüdische Herkunft seiner Freunde überhaupt nicht erwähnt.

Für das zeitgenössische Verständnis von Öffentlichkeit muss allerdings angemerkt werden, dass Gentz grundsätzlich streng darauf achtete, seine mehr oder minder gepflegten Lästereien und Ausbrüche nicht publik werden zu lassen bzw. den Leserkreis zu kontrollieren. Beispielsweise verfasste er ein geheimes Memoir über die Ausländerinnen von Wien, ein leider nicht erhaltenes *Fragment de la société de Vienne* und schickte es einer Berliner Freundin zum Amusement. Brinckmann, der den Text überbringen sollte, scheint es gelesen und ihn davor gewarnt zu haben, es zu veröffentlichen, denn Gentz zeigt sich empört, dass sein Freund nur glauben könne, er würde sich selber kompromittieren: Über die feine Wiener Gesellschaft hätte er nie etwas an eine Dame in Berlin geschickt.²⁴²

Mit dem Bankhaus Rothschild arbeitete Gentz, der schon länger als Publizist im Bereich Finanzpolitik tätig war, nach 1816 eng zusammen.²⁴³ Es war sozusagen öffentlich bekannt, dass er mit ihnen privat verkehrte und Informationen gegen Bezahlung tauschte. Metternich billigte diese Verbindung und ließ sich von Gentz mit den Bankiers bekannt machen. „Er ist es, der als erster von den Grossen das gesellschaftliche Vorurteil bricht und bei den Juden zu Mittag speist“.²⁴⁴ In einem veröffentlichten Aufsatz über die Rothschilds analysierte und pries Gentz die Geschäftsmethoden und den Zusammenhalt der Familie, kam aber auf den jüdischen Hintergrund nicht zu sprechen.²⁴⁵ Diese „Geldmacht“ habe das Geschick besessen, sich keine Feinde zu verschaffen, sei vielmehr von den europäischen Höfen anerkannt. Briefe an Adam Müller aus der Zeit seines intensiven Umgangs mit den Bankiers machen aber deut-

242 Vgl. Friedrich von Gentz an Gustav von Brinckmann, 4. 2. 1804, in: Wittichen 1910, S. 186 ff.

243 Salomon Rothschild, 1816 aus Frankfurt/M. nach Wien eingewandert, hatte mit allen üblichen Restriktionen gegen fremde Juden zu kämpfen. 1822 war er dennoch bereits Freiherr und hatte eine führende Rolle im Bank- und Börsenwesen inne. Später wurde er Ehrenbürger der Stadt Wien. Wegen seiner engen Verbindung zum Staatskanzler Metternich galt er seinen Kritikern als Stütze der Reaktion. Er finanzierte Metternichs Flucht 1848 und musste anschließend selbst ins Exil gehen.

244 Mann 1995, S. 317.

245 Friedrich von Gentz: Biographische Nachrichten über das Haus Rothschild. (Geschrieben 1826, und auszugsweise im Brockhausischen Conversationslexikon mitgeteilt), in: Schlesier 1840, S. 113–122.

lich, dass Gentz die Rothschilds allerdings geradezu als Sondergruppe der Juden definierte,

weil die Rothschilds in der That eine eigene species plantarum bilden, die ihre eigenen charakteristischen Merkmale hat. Sie sind gemeine, unwissende Juden, von gutem äusserem Anstand, in ihrem Handwerke bloße Naturalisten, ohne irgend eine Ahndung eines höheren Zusammenhangs der Dinge, aber mit einem bewundernswürdigen Instinkt begabt, der sie immer das Rechte, und zwischen zwei Rechten immer das Beste wählen heißt.²⁴⁶

Es wäre naheliegend, diese Befunde zu Gentz' Schriften als weitere ‚Ambivalenz‘ der ohnehin als widersprüchlich oder zerrissen geltenden Persönlichkeit Gentz' anzusehen. Angesichts seiner übrigen Umgangsweise lässt sich aber auch vermuten, dass Friedrich von Gentz, der sich selbst als Kämpfer gegen Vorurteile betrachtete, die eigenen Überzeugungen und Stereotype den pragmatischen Anforderungen der Karriere stets unterordnete bzw. vollständig ausblenden konnte. Bei einigen intensiven Kontakten finanzpolitischer Natur, wie zu den Rothschilds, oder privater Art, wie zu Rahel Levin Varnhagen, dachte er „das Jüdische“ nicht mit.

5 „Die letzten Funken meiner Pietät für die Herz“ – Zusammenfassung und Ausblick

Der erste, der einen Bezug zwischen dem Umgang im Salon und dem politischen Engagement der Gäste für die Gleichstellung der Juden herstellte, war Wilhelm von Humboldt selbst. Der Wiener Kongress konfrontierte ihn und Gentz noch einmal direkt mit der Frage nach der bürgerlichen Gleichstellung der Juden. Vertreter der österreichischen jüdischen Gemeinden richteten eine Bittschrift an den Wiener Kongress und baten darin um die Anerkennung der rechtlichen Gleichheit. Nathan von Arnstein und Bernhard Eskeles gehörten auch zu den Unterzeichnern dieser Petition. Zugleich wandten sich Wiener Juden an den Staatskanzler Metternich, der mit einigen jüdischen Bankiers, wie Leopold von Herz, dem Neffen Arnsteins, gesellschaftlich verkehrte, sowie an seinen engsten Mitarbeiter Friedrich von Gentz. Im Tagebuch verzeichnete Gentz mehrere Besuche des Prager Bankiers Simon von Lämél und die dazugehörigen Summen. Ebenso wurde als Vertreter Preußens Wilhelm von Humboldt aufgesucht, der, wie er in Briefen an seine Frau versicherte, kein Geld annehmen wollte. Keiner der Angesprochenen konnte aber eine eindeutige Entschei-

²⁴⁶ Friedrich von Gentz an Adam Müller, 15. 12. 1818, in: Gentz 1857, S. 267

dung bewirken.²⁴⁷ Humboldt sah sich während des ganzen Kongresses genötigt, sein Engagement für Judenfragen seiner Frau gegenüber zu rechtfertigen und nannte als seine Antriebskraft, ohne weitere Erklärung, „die letzten Funken meiner Pietät für die Herz“. Dieser Satz, gelegentlich als ‚Beweis‘ eines Zusammenhangs zwischen Salon und Judenemanzipation gelesen, wurde gegenüber einer Familie geäußert, deren Mitglieder ihren „Judenhaß“ mittlerweile offen debattierten.²⁴⁸ Im Ehebriefwechsel hatte Humboldt in der Zwischenzeit die Rolle des gemäßigten Liberalen übernommen. Immer, wenn Caroline von Humboldt auf die Frage zu sprechen kam, machte er sehr deutlich, dass er „die alten Vorurteile“ ablehne, wenn er auch die Erscheinungsformen „des Jüdischen“ nicht möge. Nach einem Diner, bei dem er Hardenberg und dessen Edikt verteidigt hatte, schrieb er seiner Frau: „Es kann unmöglich vernünftig sein, den alten Unterschied zwischen Juden und Christen ewig bestehen zu lassen und das Vorurteil noch zu vermehren. Allein ich möchte nicht, wie er tut, von unterrichteten Leuten behauptete Tatsachen wegräsonieren“.²⁴⁹ Dass Humboldt jedwedes Engagement für die Juden vor seiner Frau rechtfertigen musste, beispielsweise mit einer Anhänglichkeit an alte Freunde, wird deutlich, wenn man die Briefe Carolinens dagegen liest, die unter anderem alle Juden zur Armee schicken wollte, damit sie sich das Schachern abgewöhnten.²⁵⁰

Den scheinbaren Widerspruch zwischen persönlicher Abneigung und einem aufgeklärten Grundverständnis löste Wilhelm Humboldt selbst so auf: „Ich arbeite aus allen Kräften daran, den Juden alle bürgerlichen Rechte zu geben, damit man nicht mehr aus Generosität in die Judenhäuser zu gehen

247 Der Kaiser verwies die Petition an eine separate Kommission, die sich schließlich vertagte. Der Wiener Kongress bewirkte also, obwohl vom Kaiser ausgezeichnete jüdische Vertreter für eine Verbesserung der Situation warben, keine Veränderung. Vielmehr wurden die von den Franzosen in einigen besetzten Ländern eingeführten Ergebnisse der Emanzipation rückgängig gemacht.

248 Dieser oft in Verbindung mit dem Emanzipationsedikt 1812 zitierte Spruch fiel tatsächlich 1814 und bezog sich auch nicht auf staatsbürgerliche Rechte. Humboldt hatte sich gegen ein Edikt gewehrt, dass man bei Leichnamen in gerichtlichen Fällen nur christliche Ärzte heranziehen sollte. „Dieser Unterschied hat mich indigniert, ich habe also [...] dem Justizminister geschrieben, doch durch ein neues Gesetz solche vorurteilsvolle Einrichtung abzuschaffen. Es sind die letzten Funken der Pietät gegen die Herz.“ Wilhelm an Caroline von Humboldt, 2. 3. 1814, in: Sydow 1906–18, Bd. IV, S. 260.

249 Wilhelm an Caroline von Humboldt, 13. 1. 1815, in: Sydow 1906–18, Bd. IV, S. 454.

250 „[...] ich ließe sie drei Generationen nicht handeln und alle zwanzigjährigen Jünglinge [...] wären Soldaten, da wollte ich wetten, daß in 50 Jahren die Juden als Juden vertilgt wären. [...] die Juden in ihrer Gesunkenheit, ihrem Schachergeist, ihrem angeborenen Mangel an Mut, der von diesem Schachergeist herrührt, sind ein Flecken der Menschheit.“ Caroline an Wilhelm von Humboldt, 29. 3. 1816, in: Sydow 1906–18, Bd. V, S. 220.

braucht“.²⁵¹ Wobei allerdings zu bezweifeln ist, dass das Haus Arnstein, auf das sich dieses Zitat bezog und das zu diesem Zeitpunkt eines der ersten Häuser am Platze war, es als Generosität aufgefasst hätte, wenn ein preußischer Beamter es aufsuchte. Ein Jahr später beendete er einen viel zitierten Disput mit seiner zunehmend national und antijüdisch gesinnten Frau²⁵² mit dem Satz: „Ich liebe aber eigentlich auch nur die Juden en masse. En detail gehe ich ihnen lieber aus dem Wege“.²⁵³ Seine Frau deutete das Paradox allerdings anders: „Du rühmst Dich, die Juden nie zu verlassen. [...] Sie sind Dir zu einerlei“.²⁵⁴

Die Frage stellt sich daher heutigen Lesern der nachgelassenen Briefe der Salongesellschaft neu: Welche Wirkung zeitigte der Umgang in den jüdischen Salons, welche Eindrücke, welche „Funken“ von ihren Gastgeberinnen nahmen die Gäste mit?

Die Briefe, die zwischen den Salonbesuchern Friedrich von Gentz, Wilhelm von Humboldt und Gustav von Brinckmann hin und her gingen, machen deutlich, dass der Umgang mit jüdischen Bekannten und Freunden um 1800 nicht selbstverständlich war oder dazu wurde. Zwar entwickelte sich zwischen ihnen und einigen Frauen ein reger geselliger Verkehr, aus dem einige dauerhafte Bekanntschaften erwuchsen. „Das Jüdische“ aber blieb das Andere und oft das Fremde.

Für die Salongäste Wilhelm von Humboldt, Friedrich von Gentz und Gustav von Brinckmann waren und blieben Juden ein wesentliches Thema ihres Interesses und Briefwechsels bis ans Lebensende. Genauer gesagt waren das Judentum, das „Jüdische“ und das Schicksal einzelner befreundeter Jüdinnen Themen, die sie kontinuierlich, wenngleich mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung, bewegten.

Trotz gemeinsamer Besuche und Streifzüge waren die Zugänge zum Thema, wie sie sich in Briefen widerspiegeln, bei allen dreien unterschiedlich. Wilhelm von Humboldt setzte die Juden als stehendes Thema im Briefwechsel,

251 Wilhelm an Caroline von Humboldt, 17.1. 1815, in: Sydow 1906–1918, Bd. IV, S. 458.

252 Karl August Varnhagen beschrieb Caroline von Humboldt zu dieser Zeit mit den Worten: „Ich finde Frau von Humboldt sehr verändert in ihrem Wesen [...], wenigstens teilt sie die undeutsche Deutschheit und das unchristliche Christentum, die jetzt im Schwange sind, mitsamt ihren Töchtern. Sie haßt die Franzosen [...], die Juden etc. und liebt nur immer Einzelne.“ Karl August Varnhagen an Rahel Levin Varnhagen, 24. 6. 1815, in: Kemp 1979, Bd. II, S. 308. Bezeichnend für die Leichtigkeit, mit der dieser Wandel noch genommen wurde, ebenso wie für die Ironie Varnhagens, ist dessen Kommentar: „[...] sie muß schlechte Liebhaber vor Augen gehabt haben“. Ebd.

253 Wilhelm an Caroline von Humboldt, 30. 4. 1816, zit. nach: Geiger 1912, S. 70.

254 Caroline an Wilhelm von Humboldt, 29. 3. 1816, in: Sydow 1906–18, Bd. V, S. 219.

zeigte sich bei jüdischen Bekannten auf deren jüdische Herkunft fixiert und ließ zahlreiche erotisierte Konnotationen einfließen. Friedrich von Gentz argumentierte und handelte auch auf diesem Gebiet unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeitsabwägung und Strategie: Bei guten Freundinnen spielte die jüdische Herkunft keine Rolle, bei Auseinandersetzungen ‚wurden‘ die Veranlassenden jüdisch. Gentz war der einzige der drei Männer, der „die Juden“ gelegentlich zum Sündenbock für persönliche Misserfolge machte. Brinckmann scheint sich der Argumentationsweise beider Freunde angepasst haben zu können bzw. den jeweiligen Stil bedient zu haben, ohne sich aber von seinem eigenen Interesse an jüdischen Freundinnen und deren Familien abbringen zu lassen.

Gemessen an der in den Briefen aus den 1790er-Jahren herrschenden ‚Aufregung‘ unter diesen ausgewählten Salongästen war es für aufgeklärte junge Männer immer noch etwas Besonderes, in jüdischen Häusern zu verkehren. Ein Umgang, der brieflich nicht gerechtfertigt, aber abgeschwächt und eingeordnet werden musste. Mit zunehmender Einbindung der Männer in die Politik und mit zunehmendem Abstand von Berlin verlor sich das Interesse an jüdischen Häusern zwar nicht grundsätzlich, die Art der Diskussion änderte sich aber. Man hielt sich über das weitere Schicksal einzelner Freundinnen per Brief auf dem Laufenden, distanzierte sich aber vom früheren Enthusiasmus. Die Situation der Juden an sich, auch in anderen Ländern, scheint nur für Humboldt langfristig Thema gewesen zu sein. Auf dem Höhepunkt seines politischen Einflusses – in Prag und Wien 1813/1814 – verhielt sich Gentz seiner sonst verehrten Freundin Rahel Levin Varnhagen gegenüber freundlich herablassend, Humboldt zog sich beinahe ganz aus diesen Kreisen zurück. Die durchreisenden Freundinnen „Jette“ oder „Brendel“ empfing man in Rom zwar freundlich, im Habitus von Verpflichtung und Güte, von „Pietät“. Auch Brinckmann gegenüber hatte Rahel Levin Varnhagen auf dem Höhepunkt von dessen gesellschaftlichem Einfluss Grund, sich zu beschweren, dass er jetzt nach seinem Parisaufenthalt die adligen Kreise mehr frequentiere als den ihren. Allerdings kam Brinckmann, wie im nächsten Kapitel zu zeigen sein wird, langfristig wieder zur Auffassung zurück, dass jüdische Gesellschaft langfristig „die beste“ sei.

Während Humboldt seinen persönlichen Umgang mit Juden allgemein und Bekannten jüdischer Herkunft nach 1800 bewusst einschränkte bzw. aufgab, hielten sowohl Brinckmann als auch Gentz einige Freundschaften zu Personen jüdischer Herkunft bis ans Lebensende aufrecht. Am Beispiel Rahel Levin Varnhagens wird der Unterschied handgreiflich: Humboldt, der nur wenige Straßen von ihr entfernt wohnte, ließ sich bei ihr wenig blicken, Brinckmann und Gentz hielten den Briefwechsel aufrecht, obwohl – oder weil? – sie im Ausland lebten und wenig Aussicht bestand, einander wiederzusehen.

Für Humboldt gab es positive wie negative Vertreter des Judentums, aber immer waren sie „jüdisch“. Gentz und Brinckmann hatten hingegen auch Freunde jüdischer Herkunft, bei denen diese nicht nur keine Rolle spielte, sondern nicht einmal thematisiert wurde. Das bedeutet, diese galten ihnen nicht notwendigerweise als gute „Ausnahmejuden“, sondern der Bezug zum Judentum wurde überhaupt nicht erst hergestellt. Ein Leser, der die Vorgeschichte nicht kennt, könnte am Briefwechsel nicht erkennen, dass es sich hier um jüdische Salonièren handelt.

Das Engagement Humboldts auf dem Wiener Kongress ist m. E. vor allem aus seinem Staatsverständnis und einer allgemeinen aufgeklärten Grundhaltung zu erklären. Humboldt machte dezidiert – und explizit – einen Unterschied zwischen der Judenfrage allgemein und dem persönlichen Kontakt. Die vorliegende Analyse untermauert die These, dass es nicht seine „Pietät“, nicht die Erinnerung an bestimmte Persönlichkeiten war, sondern seine Fähigkeit und Forderung, in der Politik von Persönlichem zu *abstrahieren*, die für die Emanzipationspolitik positive Konsequenzen hatte.

Viele spöttische Äußerungen der Männer müssen im Zusammenhang mit dem innerhalb der Salongesellschaft herrschenden Tonfall und der hier üblichen Klatschfrequenz relativiert werden. Brinckmann lästerte mit Humboldt und Gentz über die Juden, mit den Salonfrauen über den Judenhass seiner Freunde. Die Dialektik der Klatschsucht wurde auf mehreren Ebenen wirksam: Über einen Dritten oder etwas Drittes wie „das Jüdische“ zu lästern, war eine häufig angewandte Maßnahme, um zwischen den zwei Lästern den eine gemeinsame Ebene zu schaffen. Humboldt beispielsweise schuf sich mit Gentz und Brinckmann noch jeweils eine eigene Verbindung, indem man über den Dritten lästerte. Ähnlich rücken die drei Besucher der Salons in ihrem Briefwechsel untereinander ihre Besuche in den jüdischen Häusern immer wieder in ‚die richtige Perspektive‘. Aber auch abzüglich dieses sich gegenseitig verstärkenden Lästereffekts ist nicht zu übersehen, dass Humboldt und Gentz „das Jüdische“ als „das Andere“ begriffen und Brinckmann diese Konstruktion zumindest in seinen Spottversen nutzte.

Alle drei Gäste machten einen Unterschied darüber hinaus zwischen jüdischen Frauen und jüdischen Männern. Erstere galten ihnen als das Bessere dieser Gruppe oder „Nation“. Der engere Kontakt und Freundschaften entwickelten sich zu jüdischen Frauen. Eine Heirat mit einer jüdischen Freundin hätte keiner in Erwägung gezogen, im Gegenteil, man betrieb einigen rhetorischen Aufwand, diese Option von sich zu weisen. Affären waren hingegen durchaus erwünscht und nicht auszuschließen.

In der Gesamtschau ihrer zahlreichen Äußerungen über „das Jüdische“ bleibt ein unaufgelöster Widerspruch: Einerseits wurden mit „jüdisch“ Verhal-

tensweisen und Äußerlichkeiten bezeichnet, die nicht notwendigerweise alle Juden besaßen bzw. die auch Nichtjuden sich aneignen konnten (der Sefarde Pereira ‚sah nicht jüdisch aus‘; der Christ Brinckmann ‚handelte wie ein Jude‘), andererseits glaubten sie „das Jüdische“ – in den Worten Humboldts: die Beschneidung – auch in „aufgeklärten“ Juden erkennen zu können. In jedem Falle meinten sie, durch den Umgang in jüdischen Häusern eine gute Kenner-schaft, eine „Notion des Judenthums“ erworben zu haben.

Die Abkehr vom traditionellen Judentum, durch Aufklärung wie bei Markus Herz, durch Konversion wie bei der Mehrzahl der Salonièren, wurde von den drei Männern als notwendige Entwicklung und Fortschritt betrachtet. Taufe, Scheidung und erneute Eheschließung jüdischer Freundinnen mit nicht-jüdischen Männern wurden sachlich-ironisch zur Kenntnis genommen und allgemein als Verbesserung ihrer Situation bewertet. Mehrfache Wiederverheiraten, wie im Falle Fließ Boye Sparre wurden spöttisch, aber auch anerkennend kommentiert. Die jeweiligen Affären und Verehrer ihrer jüdischen Freundinnen wurden mit ihnen offen diskutiert und auf mögliche Heiratschancen hin bewertet.

Obwohl das Judentum als etwas Überholtes bzw. etwas zu Überholendes galt und die jüdischen Frauen als eine etwas entwickeltere „Species“ erschienen, deren Übertritt zum christlichen Glauben als natürliche Entwicklung betrachtet wurde, bedauerten die drei Männer die zunehmenden Taufen an sich, weil dadurch die Zahl der „echten“ Juden weniger würde. Nicht wenige der Frauen „verloren“ als verheiratete Getaufte und bürgerlich Verbesserte – zu ergänzen ist hier vermutlich: den exotischen Reiz.